

Landsberger Geschichtsblätter

Illustrierte Monatschrift und Organ des Historischen Vereins
für Stadt und Bezirk Landsberg

Beilage zur „Landsberger Zeitung“

Begründet von Studienrat Joh. J. Hoyer, Stadtarchivar in Landsberg

Bearbeitet von Hanns Frank-Stadt

36. Jahrgang

1939

Landsberg a. Lech 1939

Landsberger Verlagsanstalt Martin Neumeger, Landsberg a. L.



Illustrierte Monatschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg“.

Begründet v. Stud.-Rat u. Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg; Beiträge an Hanns Frant, Stadl.

Verantwortlicher Schriftleiter:
Dr. H. Ulfamer in Landsberg a. L.

Beilage zur „Landsberger Zeitung“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne
Genehmigung der Schriftlgt. verboten

Nr. 1

36. Jahrgang

1939

Das Zunftwesen in Landsberg

Von Adalbert Maier

Die Zünfte sind eine rein deutsche Einrichtung und gehen auf Heinrich den Finkler, den Schöpfer des deutschen Bürgertums, zurück. Sie sind aus dem Bestreben entstanden, sich zu sammeln, um die Belange des Handwerks wirksam vertreten zu können. Schon in den frühen Zeiten des Mittelalters waren die Gewerbeordnungen Bestandteile des Stadtrechtes, aus denen sich die Zunftstatuten entwickelten. Aus diesen schieden sich später wiederum besondere Gesellenartikel aus. Gleich den Privilegien der Städte unterlagen auch die Zünfte dem Bestätigungsrecht der jeweiligen Landesfürsten, denen hieraus eine nicht unbedeutende Einnahme erwuchs. Durch ihre festgefügte Organisation gelangten die Zünfte in den Städten zu hohem Ansehen. Eine besondere Bedeutung kam den Zünften im Kriegs- und Verteidigungswesen zu. Als geschulte Abteilungen bildeten sie das Rückgrad der bürgerlichen Stadtwehr. Nachdem die Städte Landsberg und München im 12. Jahrhundert gegründet wurden, und letztere schon im 13. Jahrhundert Zünfte besaß, darf wohl angenommen werden, daß dies auch für Landsberg zutrifft. Urkundliche Nachweise lassen sich hierüber nicht erbringen. Es steht außer allem Zweifel, daß die für eine Stadt notwendigen Handwerksleute schon frühestens in Landsberg tätig waren. Die tapfere Verteidigung Landsbergs gegen Friedrich den Schönen im Jahre 1315 ist ohne die Mithilfe der Zünfte nicht denkbar. Die ersten urkundlichen Aufzeichnungen über das Zunftwesen finden sich erst im 15. Jahrhundert.

Was die Einrichtung der Zünfte anbetrifft, so waren diese in sich streng geschlossen. Zur Heranbildung tüchtiger Handwerksleute waren schon im Mittelalter bestimmte Vorkehrungen getroffen. Der zukünftige Gewerbetreibende mußte die Lehrlings- und Gesellenzeit gewissenhaft hingebracht haben. Außerdem mußte er von ehelicher und ehrlicher Geburt sein. Manchmal mußte die Abstammung von einem Bürger oder einem Meister des Handwerks nachgewiesen werden. Seit dem 16. Jahrhundert war meistens das 14. Lebensjahr das früheste Eintrittsalter. Die Aufnahme des Lehrlings hing nicht vom Meister allein ab, sondern vom ganzen Handwerk. Sie fand in aller Form vor dem Zunftmeister bei offener Lade statt. Die Anzahl der aufzunehmenden Lehrlinge war beschränkt. Gewöhnlich durfte ein Jungmeister im ersten Jahre seiner Meisterschaft keinen Lehrling nehmen und kein Meister durfte nach Loszahlung eines Lehrlings gleich wieder einen neuen einstellen. Dem endgültigen Eintritt in die Lehre

ging eine Probezeit von mehreren Wochen voraus. Das Verhältnis zwischen Meister und Lehrling konnte in der Regel nur durch den Tod des Meisters oder die Losprechung des Lehrlings nach beendeter Lehrzeit gelöst werden. Die Aufnahmegebühr war ziemlich hoch und wurde teils in barem Geld, teils in Kerzen entrichtet. Die Dauer der Lehrzeit schwankte zwischen 1 und 4 Jahren. Die Höhe des Lehrgeldes war verschieden. Verließ ein Lehrling ohne triftigen Grund nach Ablauf der halben Lehrzeit den Meister, so war dem letzteren das volle Lehrgeld zu entrichten. Der Lehrling lebte im Hause des Meisters und stand unter seiner Aufsicht. Wenn der Erfolg der Lehrzeit nicht befriedigend war, wurde der Lehrling zu einem anderen Meister gebracht. Dem lässigen Meister oblag die Tragung der Kosten. Nach beendeter Lehrzeit mußte ein Gesellenstück gefertigt werden, worauf vor der Lade die Losprechung erfolgte. Nach Entrichtung der vorgeschriebenen Gebühren wurde der Losgesprochene unter vielen Zeremonien in die Reihen der Gesellen aufgenommen. Entsprechend dem Handwerk waren die sich daran knüpfenden Gebräuche verschieden. So wurde beispielsweise bei den Tischlern der Junge auf eine Bank gelegt, beschnitten, behackt und behobelt. Hierauf mußte er sich auf den Boden legen und ein Geselle erhielt von einem Meister den Auftrag, eine Säule aus ihm zu machen. Dies machte der Geselle mit einem großen schwarzen Zirkel, an dessen einem Schenkel ein mit schwarzer Farbe eingekneteter Pinsel saß. Wenn der Riß fertig war, sprach ein Meister: „Die Säule ist nicht recht und nichts nütze.“ Darauf nahm der Geselle die Hand voll Ruß und überstrich damit das Gesicht des neuen Gesellen. Dann wurde mit dem Jungen die Taufe in der Weise vorgenommen, daß ein Geselle einen Mantel wie eine Kutte um ihn hängte und die übliche gereimte Rede über die Fertigkeiten der Tischler hielt.

Mit der Aufnahme in die Gesellenschaft war aber die Zeit des Lernens noch nicht abgeschlossen. Strebte der Geselle den Meister an, so mußte er eine bestimmte Anzahl von Jahren auf die Wanderschaft gehen und bei verschiedenen Meistern arbeiten. Kost und Wohnung mußte der Geselle bei dem jeweiligen Meister nehmen. Wenn der eingewanderte nicht von dem Ort gebürtig war, wo er das Meisterrecht suchte, so mußte er oft eine Reihe von Mutjahren abwarten und dann erst wurde er zum Meisterstück machen, dem „Stucken“, zugelassen.

Es war dies eine umständliche, zeitraubende und kostspielige Angelegenheit. So mußte beispielsweise ein Landsberger Bäckermeisterkandidat nach der Zunftordnung vom Jahre 1778 „Sammel, Reckl, Wecken und Hausbrot aus alleinigem Roggen, dann gesottene Pre-

zen und Eyerbrot“ aus gutem Material, das er selbst auf der Schranne gekauft und in der Mühle gemahlen hatte, tarifgemäß machen, „wirken und schuessen“. Das Einkufen in die Zunft war von dem Besitz eines Hauses, auf dem das Geschäft betrieben wurde, abhängig. Die Anjässigmachung konnte entweder durch Uebnahme des väterlichen Besitzes oder durch Einheiratung, d. h. durch eheliche Verbindung mit einer Meisterswitwe oder Meisterstochter, erfolgen. In letzterem Falle mußte die doppelte Gebühr entrichtet werden. Dazu kamen noch verschiedene Geschenke, die an Mitmeister und Gesellen zu leisten waren, und außerdem ein Freitrunf mit Freitrunf.

Mit dem Erwerb des Meistertitels war stets die notwendige Bürgeraufnahme verbunden, so daß das Meisterwerden eine kostspielige Angelegenheit war. Die Bürgeraufnahme betrug 20—60 Gulden und manchmal noch mehr. Dazu kam noch ein Betrag zur Kriegskasse und die Beschaffung eines oder mehrerer Feuerlöschkübel.

Alljährlich wurden die Vorgesetzten, Vorsteher, Vorgänger, Führer oder Zunftmeister genannt, gewählt, was meist am St. Urbanstag (25. Mai) erfolgte. In der Regel hatte die Zunft einen Ober- und einen Unterführer. Als Zunftkommisarius wurde ein Mitglied des inneren Rates der Stadt bestimmt. Der Einfluß der Zünfte im Stadtregiment war von großer Bedeutung. Im Rate der Stadt wie in der Kirchenverwaltung saßen Zunftmeister. Jede Zunft hatte ihren besonderen Schutzheiligen oder Patron. An den Zunft- oder Bruderschaftsjahrtagen sowie bei Leichenseiern von Zunftmitgliedern mußten alle Mitglieder in Tracht sowie die Frauen der Meister und ihre erwachsenen Söhne und Töchter teilnehmen. Die Bundesladen der Zünfte, eine profane Nachbildung der alttestamentlichen Bundeslade, wurden als Heiligtum besonders sorgsam betreut. Um sie scharte sich die Zunft. Wichtige Dokumente, wie Zunftstatuten, Eigentumsbriefe usw., wurden in ihr aufbewahrt. Ebenso wurden hier die Siegel sowie die Zunftgelder niedergelegt. In der Regel waren die Laden durch drei Schlösser versperbar, deren Schlüssel die beiden Kerzenmeister und der Handwerkskommisarius in Verwahrung hatten. Bei feierlichen Anlässen, wie Prozessionen und Aufzügen, wurde die Lade mitgeführt.

Ähnlich wie das Meisterwesen war das Gesellenwesen zusammengesetzt. An den Sonntagen hatten die Gesellen in der Herberge ihre Zusammenkünfte oder Aufsitzen. An der Spitze der Gesellenverbindung stand ein Altgeselle, der von den anderen Gesellen quartalsweise gewählt wurde. Ihm oblag die Leitung der Versammlung, Uneinigkeiten zu schlichten, die Vertretung der Gesellen bei den Meistern, die Fürsorge für erkrankte Gesellen und die Aufsicht hinsichtlich der Statuteneinhaltung. An den Veranstaltungen der Gesellen war meist der Zunftmeister anwesend. Das Wandern der Gesellen war durch genaue Vorschriften festgelegt, die für jedes Mitglied bindend waren. Sogar die Aussprachen zwischen Meister und Gesellen waren vorgeschrieben. Die Einkehr fremder Gesellen konnte nur in der Zunftherberge erfolgen. Hatte ein Meister einen Bedarf, so war dies auf einer Tafel verzeichnet.

Die älteste Nachricht über das Gewerbewesen in Landsberg gibt der einschlägige Abschnitt im Landsberger Stadtrechsbuch, das im Jahre 1424 von dem Notar der Stadt Peter Kaufinger angelegt wurde. Hier finden sich ziemlich ausführliche Bestimmungen für Bäcker, Fleischer, Metzger, Weinschenken, Salzändler, Kornmesser, Käufler, Fragner, Zimmerleute, Maurer, Dachdecker, Schindeldecker, Ziegelmeister, Fischer, Wagner, Zinngießer, Schlosser, Glöcker, Müller, Kürschner, Weber, Tuchmacher, Krämer, Schuster, Lederer, Goldschmiede, Sattler und Riffler. Es ist eine wohlbegründete Annahme, wie Krallinger sagt, daß die in dem Kaufingerschen Pergamentenkodex niedergelegten Sätze über das Gewerbewesen ihrer Entstehung nach der Zeit von 1315 bis 1424 angehören und innerhalb dieser Periode stückweise entstanden sind.

Um sich ein richtiges Bild über die damalige Gewerbeordnung machen zu können, werden auszugsweise diejenigen Gewerbe behandelt, deren Bestimmungen am ausführlichsten niedergelegt sind. Es sind jene Gewerbe, die die alltäglichen Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen haben, wie Bäcker, Fleischer, Weinschenken, Salzändler, Weber, Tuchmacher, Schuster und Lederer.

Die Bäcker sollten nur „Brezeln und Semmeln“ vom besten Korn- und Weizenmehl und zwar ohne Beimischung anderen Mehles backen. Es mußten Zwei- und Einpfennigbrote sowie Hälblingbrote vom Semmel- und Roggenmehl in erforderlicher Anzahl hergestellt werden. Auch auswärtige Bäcker durften nur Ein- und Zweipennigbrote einführen. Den „Sauerbäcken“ war noch befohlen, keinen Laib Brot größer denn um 2 Pfennige zu backen. Hierbei ist zu beachten, daß nach der Karolingischen Münzordnung auf 1 Pfund Silber 240 Regensburger, Münchener usw. Silberpfennige trafen und 12 Pfennig einen Schilling gaben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Landsberger Papiermühlen

Von Paul Winkelmann

In der Nr. 12/1938 der „Landsberger Geschichtsblätter“ wurde ein Aufsatz von Dr. A. Mitterwießer über die alten Papiermühlen bei Landsberg a. L. veröffentlicht. Da im Schlußsatz gesagt wurde, daß sonderbarerweise im örtlichen Schrifttum die Landsberger Papiermühlen fast keine Beachtung gefunden hätten, sei darauf verwiesen, daß der nachstehende Aufsatz über die Landsberger Papiermühlen bereits im Jahre 1922 in der Beilage „Die Feierstunde“ Nr. 9/1922 veröffentlicht wurde. Der heutige Aufsatz hat noch einige Ergänzungen erfahren. D. W.

Wenn wir heute am Lech spazieren gehen, so gehen wir oft an einer Stelle vorbei, die den Namen Rühlmannstraße trägt, im Volksmund aber noch immer nach dem alten Namen „Papierfleck“ benannt wird. Trotzdem der Name Papierfleck eigentlich schon darauf hinweist, woher dieser Platz seinen Namen hat, ist es gar vielen Bewohnern unserer Stadt und besonders der Jugend nicht bekannt, daß hier ehemals zwei der Stadt Landsberg gehörige Papiermühlen standen. Die Uebergabsurkunde des Magistrats der kurfürstlichen Stadt Landsberg am Lech vom 7. September 1682 gibt Aufschluß, zu welchen Bedingungen die beiden Papiermühlen an den Papiermacher Antonius Zühler übergeben wurden und welche Maschinen und Werkzeuge vorhanden waren, nämlich:

„Ein kupfern Pfann, so darin Leim gekocht wird, ein hölzern Leimpf, drei Thrucken, darunter auch ein doppelte Pf, ein Raffpf, sechs glattpladten (Glattplatten), acht glattstein, ein Wüdnben (Winde), ein Eiskerner Schloßgel, vier Schaufelzapfen an den Rädern oder Wählpumpen, bei jedem Schaufelzapfen drei Ring, wogen vier Zentner, sieben Loch in jedem Vierkamp, wegt in jedem Loch das Beschläg sambt der Eiskernen Platte anderthalb Zentner, Thuet zusammen aylfthhalb Zentner. An den Drey thrucken und der nassen Pf, wiegt das Eisen drei Zentner.“

Die gleiche Urkunde enthält für den „Pappner“ (Papiermacher) die Auflage, daß er sich „mit guettem Papp“ versehen solle, das nicht „alleyn waiß“, sondern auch „Ihme undt den seinigen Rümblich sei“.

Daß in Landsberg die Papiermacherei schon früher betrieben wurde, geht aus einer Urkunde des Jahres 1580 hervor, in der ein Georg Greitherr, Pappner und Burger zu Landsberg, wegen Verkaufes eines „großen Angers“ erwähnt wird. Aber schon vor dem muß hier die Papiermacherei betrieben worden sein; denn in einer Urkunde vom 25. Januar 1532 erhob Kaspar Desterreicher, Pappner und Burger zu Kaufbeuren, gegen einen Landsberger Papiermacher Klage. Im Taufmatrikel der Pfarrei Spötting (jetzt St. Katharina) lautet der erste Eintrag: „Im Jahre des Herrn 1647 Am Feste S. Jacobi 25. Jul. geboren undt von mir Sebastian Strellmair zu S. Catharina Pfarrer getauft die legitime Tochter Christina des ehrbaren Wolfgang Krabbler, Pappners außerhalb Landsberg et seiner Gattin Christina, Paten waren Michael Wiedemann Lechzoller et Maria Schmöllerin. Gebiet von Landspurg.“ Der hier benannte Wolfgang Krabbler dürfte der Vater des Pappmachers jenen Namens sein, von dem in einer Urkunde folgendes berichtet wird:

Im Jahr 1682 am 10. Dezember wurde dem Wolfgang Krabbler, Burger und Pappmeister in Landsberg, und Anna, seiner Hausfrau, vom Bürgermeister und Rat der Stadt, die der Stadt gehörende obere und untere Papier-

mühle, samt dem neuen Anbau mit allem Ein- und Zubehör aufs Neue, wie dies schon am 7. Sept. 1672 geschehen, auf weitere 10 Jahre belassen. Die Bedingungen für diese neue Pachtzeit waren:

1. Verleihung auf 10 Jahre bis 10. Dezember 1692.
2. Bisher bezahlte Krabbler als Wellengeld an den Rat der Stadt 15 fl., welche ihm aber „jezo nachgelassen werden“.
3. Das Bestandgeld mit 70 fl. jährlich bleibt.
4. Alle Ansprüche der Baukosten in beiden Papiermühlen fallen an Krabbler.
5. Krabbler erhält vom Rat der Stadt verschiedene Materialien und Gerätschaften zur Nutzniehung.
6. Die Stadt liefert ihm außerdem 6 Rinder und Geflügel, verleiht ihm Weiderecht und beliefert ihn jährlich mit 20 Waldklasten Fichtenholz.
7. Es wird ihm die Auflage gemacht, alles Uebergebene in gutem baulichem Zustand zu halten.
8. Neben dem nachgelassenen Wellengeld sollen Krabbler noch an der Gilt für 1683 50 fl. nachgelassen werden.
9. Der Fischfang am Papierbach und am Hammerbach an „Forschen“ bleibt der Stadt. — (Der Papierbach hat heute noch seinen alten Namen. Als er kürzlich im Stadtrat wiederholt genannt, konnte man öfters die Frage hören, was das für ein Bach sei. Er treibt die Maschinen der Pflugfabrik.)
10. Es wird von dem Pappmacher verlangt, er solle sich mit „guettem Papp für die Stadt“ und auch für den Verkauf nach auswärts versehen, beim Verkauf für die Stadt solle er einen „leidlichen“ Kaufpreis fordern. Diese letzte Bedingung ist besonders beachtenswert.

Die Auflage, nur gutes Papier herzustellen, gibt Zeugnis davon, daß es dem Rat der Stadt darum zu tun war, den guten Ruf der Stadt und der aus ihr kommenden Erzeugnisse hochzuhalten. Aus der ganzen Urkunde kann aber auch entnommen werden, daß sich der Rat der Stadt es angelegen sein ließ, die Papiermacherei zu erhalten und zu fördern. Heute wird es wohl keine Stadt mehr geben, die einem handwerklichen Unternehmen solche Zugeständnisse macht. Die Landsberger Papierer waren hochangesehene Leute, befragt doch ein Eintrag im Ratsprotokoll von 1769, in welchem die Ratsmitglieder aufgeführt werden, daß sich unter denselben „Herr Johann Ziserburger, Bürger und Papyrer, welcher extra feines, weißes und wohlgeleimtes Papier, wie man es bestellt, verfertigt“, befände.

Um 1786 finden wir die Karg als Papierer. Zu dieser Zeit wird Johann Michael Karg, Papierer, genannt. Die Karg waren bis 1860 Inhaber der Papiermühlen. Anfangs Januar 1856 starb Frau Therese Karg, Gattin des Papiermühlenbesizers Michael Karg. Dieser scheint abgehaust zu haben; denn am 7. Oktober 1857 veröffentlichte das Landgericht Landsberg eine Befanntmachung, nach welcher am 3. November 1857 in einer Forderungssache gegen Karg „auf der hiesigen Papiermühle eine auf 60 fl. gewertete Papierwalze an den Meistbietenden versteigert werde“.

Am 8. Februar 1860 gibt der Zimmermeister und Papiermüller Konrad Fischer im „Landsberger Wochenblatt“ bekannt, daß er die Karg'sche Papiermühle gekauft und nun beide Berufe betreiben werde. Im Jahre 1871 hat sich Fischer den klingenden Namen „Papierfabrikant“ beigelegt. Er suchte damals „männliche oder weibliche, wenn auch ältere Personen, die im Hadernsortieren ständige Beschäftigung finden können“. Fischer betrieb bis anfangs der achtziger Jahre die Papiermacherei, dann stellte er dieselbe wegen Unrentabilität ein.

Einige Jahre später erwarb Professor Ritter v. Herkomer das Grundstück, während der Platz, auf dem die zweite Papiermühle gestanden ist, an den Pflugfabrikanten Joh. Gg. Dobler übergang. So hat sich die älteste Landsberger Industrie auf ihrem Platz doch, wenn auch in einem anderen Berufszweig, weitergepflanzt, während dort, wo einst die erste Papiermühle die Hadern walzte und das weiße Papier, gleich der Wäsche, auf dem weiten Plan zum Trocknen hing, Herkomers Mutterturm Wache hält.

Zum Schluß möchte ich noch darauf aufmerksam machen, daß in der Wallfahrtskirche zu Klosterlechfeld zwei große Totentafeln hängen, auf denen die beiden Papiermühlen mit ihren Walzwerken zu sehen sind. Leider konnte ich die Jahreszahl, vermutlich 1736, nicht genau feststellen.

Die Naturlandschaft des Mittleren Lechraums innerhalb der Bezirksämter Landsberg und Schongau

U. Micheler, Landsberg

Verstehende Liebe um die Heimat ist stets auf ihre ganze Erfassung gerichtet und verknüpft die geistigen und seelischen Kräfte unseres Erlebens zu echter innerer Formung. Wirkliches Heimatgefühl kann nur an der Heimat selbst erfahren werden. Mit unsichtbaren Fäden sind wir an sie gefnüpft und nur ein falsch verstandener, auf bloßes und einseitiges Wissen gebauter Bildungsbegriff geht an der Heimat, an der Wurzel unserer Kraft, vorbei. Lernen wir sie weiterhin erkennen und im erlebten Heimatgefühl die Quellen einer gesunden und unverfälschten Volkskraft finden.

Die offenen und zugänglicheren Schönheiten des Lech-Ammer-Gebietes wurden bereits wiederholt von berufener Feder geschildert. Beispiele hiefür sind die malerischen Lechstädtchen Schongau und Landsberg, die Wies, der Peißenberg und die Ufer des Ammersees. Im folgenden soll daher nur das Wesentliche der Landschaft vom Trauchbergzuge bis hinunter zum Lechfeld in einer knappen Ueberschau festgehalten sein.

Wir beginnen an der Südgrenze des Schongauer Bezirkes, der gerade noch den höheren Teil des Trauchberges berührt. Enggefaltete bläuliche, plattige Kieselkalke, mit Mergeln wechsellagernd, die wiederum an der oberen Brücke des Halbammertals milde, glimmerreiche Sandsteine und festere Gerölllager einschließen, legt diese, als sog. Fischbezeichnete Gesteinsserie, an steilen Talwänden prachtwoll gefügt, bis Unternogg bloß. In vielen Moormulden, breiten Wiesen- und Waldbergen wirkt sich die geringe Wetterbeständigkeit der steilaufergerichteten Schichten im ganzen Trauchgauer Bergzuge aus. Sanft verschmilzt das Auf und Nieder der Gletscherlandschaft vom Gipfelkreuz der Niederen Bleiche — weit rundet sich hier das Land zu seinen Füßen — zu einem weitgewellten Teppich, dem die kielartigen Rücken der voreiszeitlichen Sandsteine und Geröllschichten, strengeren Falten gleich, Richtung und Ordnung verleihen. Sie stellen zugleich die nächst jüngere Gesteinsserie dar und bauen mit ihren festverbundenen Gerölllagern, dünnbankigen und blaugrauen Sandsteinmassen das feste Gerippe vom Trauchbergkamm bis zur Auerberg-Peißenberglinie auf. Ihre gradatigen Erhebungen, im Zuge der Eisstromlinien breit niedergeschliffen, stoßen gleichsam durch eine dünne Decke steinig lehmigen Gletscherschlammes hindurch und zeichnen so die Umgrenzung der drei großen von Süd nach Nord folgenden sog. Murnauer, Rottenbucher und Peißenberger Mulde deutlich ab. Zur ersten gehören die Rücken des Schneid- und Eßberges südlich der Wies mit ihrem Gegenstück, des Hinter- und Vorder-Gründls bei Lechbruck, des Ilberger Waldes und des Höhenbuckels bei Murgensbach. Als dritte Schwelle und zugleich als Südfügel durchzieht das Kellershofer Holz bei Rudersau mit seiner Fortsetzung im Kirmberg das Gebiet und zwingen die Ammer samt ihren beiden Gegenstücken, dem Schnaitberg und der Schnalz, zu einem tiefen, schluchtartigen Schnitt. An beiden letzten ist zugleich die südliche Muldenhälfte des Peißenberger Kohlenreviers längs einer mächtigen Verwerfung abgesunken. Sie zeichnete der nacheiszeitlichen Ammer den Weg nach Osten vor. Der Nordabfall des Auerberggipfels und der Südsteilhang des Peißenbergs, beide zugleich die fünfte Schwelle, ist hingegen von einer, das ganze Alpenvorland durchziehenden Linie bestimmt, längs deren die gelblichgrünen, verfeinerungsreichen Meerlande und Brandungsschuttmassen von dem älteren voreiszeitlichen Schichtenpaket überhoben wurden. An diesen Stellen klingt, geologisch gesehen, erst das gewaltige Faltengewoge der Alpen aus. Das Innere der Mulden füllen weiche graue, rötliche Mergel und tonige Kasse aus. Ihrer geringen Widerstandsfähigkeit und Undurchlässigkeit verdanken die zahlreichen und ausgedehnten Filze ihr Dasein. An folgenden Punkten gewinnen wir eine hervorragende Einsicht in das stoffliche und bauliche Gefüge dieses einst subtropischen Randmeeres: Das ganze Ammertal vom U.-Nogg bis zur Schnalz, besonders leicht an der Echelsbacher Brücke einzusehen, bei Nachsee südlich vom Auerberg und in den südlich von ihm herab-

ziehenden Graben bei Eschach, Gründl gegenüber Lechbruck, Bruck am Lech, Niesen, Illachtal nördlich Rudersau, Steinbrücke östlich vom Steingadener Keller bei der Kesselgraben Hütte, Schnaitberghöhe. Die Ueberschiebungslinie ist am Ellenberger Hof und bei Hohenösch östlich des Auerberggipfels für das Peißenberger Gebiet am Guggenbühl längs der Bahnlinie und am Hanselbauer, am klarsten jedoch bei Niesen am Lech erschlossen. Zugleich bieten letztgenannte Orte dem Liebhaber von Verfeinerungen eine wechselnd reiche Ausbeute grobkörniger Austern, Herzmuscheln, vereinzelter Haifischzähne und ganze Gesteinslagen, vollgefüllt von den in Küstenbrandung zerriebener Schalentheile.

Von hier weg ziehen dann ockergetönte verfestigte Geröllbänke, jedoch bald in weiche, glimmerhaltige Sande und grünlichgraue Tone übergehend bis zur Donau hinunter. Auf ihrer Unterlage stauen sich die Niederschläge und treten am Fuße der Schotterstufen als weitreichende Grundwasserhorizonte in mehrfachen Stodwerken zutage. Vereinzelte, weichtalige Muscheln und Schnecken führen das Entstehungsbereich dieser jüngeren vorerzeitlichen Schichtenmasse auf einstmalige Landseen zurück. Fundplätze hierfür sind selten und konnten bisher nur an der Mumühle bei Greifenberg, am Texat bei Landsberg und in der ehemaligen Ziegelei bei Wengen ermittelt werden, welche letztere Rothplek mit größeren Säugetierfunden erwähnt.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Heimatkarte

Blatt I: München, Landsberg, Schongau, Tölz

Im Dezember des vorigen Jahres wurde dieses neue Werk der Heimatkunde herausgegeben. Da das Blatt I auch einen großen Teil des Bezirkes Landsberg umfaßt, erscheint es uns angebracht, ihm auch in den Geschichtsblättern, nachdem es schon in der Zeitung selbst kurz besprochen wurde, Beachtung zu schenken. Im vornhinein sind zwei Gesichtspunkte zu unterscheiden: einmal die Betrachtung vom Allgemeinen her und zum andern die Beurteilung vom Heimatlischen aus. Schon dieses Blatt I und das im Osten anschließende Blatt II lassen erkennen, daß mit dieser Arbeit einem Idealziel der Heimatforschung schon sehr nahe gekommen ist. Die Verbindung von Karte, rückwärts aufgedrucktem Text und dem sehr wesentlichen, jeder Karte beiliegenden Ergänzungsheft gibt eine solche Fülle heimatkundlichen Stoffes, daß man damit wohl in das Wesen einer Landschaft eindringen kann. Und sollte der allerdings gigantische Plan gelingen, diese Karten für ganz Deutschland zu bearbeiten, so würde das eine Großtat ersten Ranges darstellen.

Der Gebrauch der Karte für den Benutzer setzt aber etwas voraus, das unbedingt zu beachten ist; nämlich eine geruhsame Stunde, in der man sich mit dem Inhalt der Karte und auch dem Texte zuerst vertraut macht. Dann erst kann man den enthaltenen Reichtum des Gebotenen richtig herausholen. Eine flüchtige Betrachtung würde den Beschauer, der ja im allgemeinen als Nichtwissender an sie herankommt, manches Wesentliche und Schöne doch übersehen lassen. Da die Ergebnisse neuester Forschung von Fachleuten ihres Gebietes dargeboten werden, kann man sich manch zeitraubendes Suchen aus der Spezialliteratur, welche an sich meist sehr schwer zugänglich ist, ersparen und erhält rasch einen klaren Ueberblick. Die Gliederung in verschiedene Stoffgebiete ermöglicht auch ebenso schnell, die Auswirkung eines derselben in den verschiedenen Landschaften zu verfolgen. Der große Maßstab und der klare saubere Druck machen sie besonders geeignet für den Fußwanderer, andererseits ist das große gezeigte Gebiet eines Blattes auch geeignet, dem Kraftfahrzeugbenutzer neue Ausflugsmöglichkeiten zu zeigen. Ich denke als Beispiel nur daran, es besucht jemand einige kleine Städte oder sucht alte Schanzen oder hübsche Katakomben und sieht dann im Vergleichen manches, was er so nicht so deutlich erkennen kann. Der besonders anerkennenswerte Grundsatz, auch das moderne Leben einzufangen durch Angabe der Bade- und Parkplätze und der Lichtbildmotive, macht sie auch dem weniger historisch Interessierten zu einer Fundgrube. Zusammenfassend ist vom Standpunkt der Allgemeinheit zu sagen, daß diese Heimatkarte verdient, die größte Verbreitung zu erfahren.

Wenn wir das Blatt I nun auch vom Heimatlischen aus beurteilen, so ist das deshalb notwendig, da wir vor Jahren schon von Lehrer Micheler eine ganz vorzügliche Heimatkarte erhalten haben. Die örtliche Heimatforschung stellt sich immer das Ziel, das gesamte heimatlische Material zu finden und darzustellen und deshalb hat auch Micheler in seiner Karte das Natur- und Kulturgut unseres Heimatbezirkes und seiner Umgebung fast vollständig zur Darstellung gebracht. Vergleicht man nun beide Karten, so wird man naturgemäß auf der neuen Karte nicht alles finden, was Michelers Karte bietet. Eine Auswahl aus größerem Material wird nun natürlich bei dem Einen oder Anderen verschiedene Meinungen hervorrufen. Als Kenner unserer Heimat aber müssen wir bedauern, wenn einige wesentliche Dinge nicht aufgeführt sind und Unrichtigkeiten vorkommen. Da das an sich so gute Werk vielleicht bald eine Neuauflage erfahren wird, wollen wir diese Ergänzungen und Berichtigungen kurz anführen.

Zuerst einige Unrichtigkeiten und Druckfehler: Nördlich der Straße Stadt-Flugdorf ist kein Hügelgrab. Der Weg Bilgertshofen-Iffing ist auch für Kraftwagen befahrbar. Im Text, Spalte I, bei Stoffen: Die „Schwedenskapelle“, nicht Schwedenkirche, liegt westlich des Ortes. Der Ammersee hat eine Spiegelhöhe von 534 Meter, wie es ja richtig auf der Karte selbst heißt. Wenn einzelne Häuser eingezeichnet sind, dürften ganze Ortschaften bei diesem großen Maßstab nicht fehlen. So vermissen wir aus unserem Bezirk die Orte: Ried bei Rott, Ober- und Unterbeuern bei Dettenhofen, Pöfing, Talhof, Freienfeld, Zedelstetten und Machelberg. Unsere schönen Fernblicke bei Pürgen, Windach, Thaining, Mundraching, Pöfing und den besonders schönen bei Reichling vermissen wir leider auch. Von den Parteibauten sind nicht erwähnt in der Karte die BDM-Führerinnenkule Greifenberg und das Arbeitslager in Bilgertshofen. Auf Seite 24 könnte der jungsteinzeitliche Siedlungsplatz südlich Westenacker erwähnt werden. Die Grabhügel im Schlegelwald bei Stoffen müßte man auch noch einzeichnen.

Abgesehen von diesen kleinen Ausstellungen, verdient das Blatt auch in unserem Heimatbezirk weiteste Verbreitung. Es ist um den Betrag von 2 Mark samt dem Textheft erhältlich. Hanns Frankl.

Lehrerlicher Lied und Sang vor 100 Jahren

Von Leoprechting

(Schluß)

18. Das Lied vom General Dürwan (Deron)

1.

General Dürwan gib dein Verlangen,
Gib nur deinen Willen drein,
Denn du mußt in das ewige Leben,
Weil die Uhr ist geloffen ab.
Tu nur deine Seel versorgen,
Denn du mußt bald gehen ins Grab.

2.

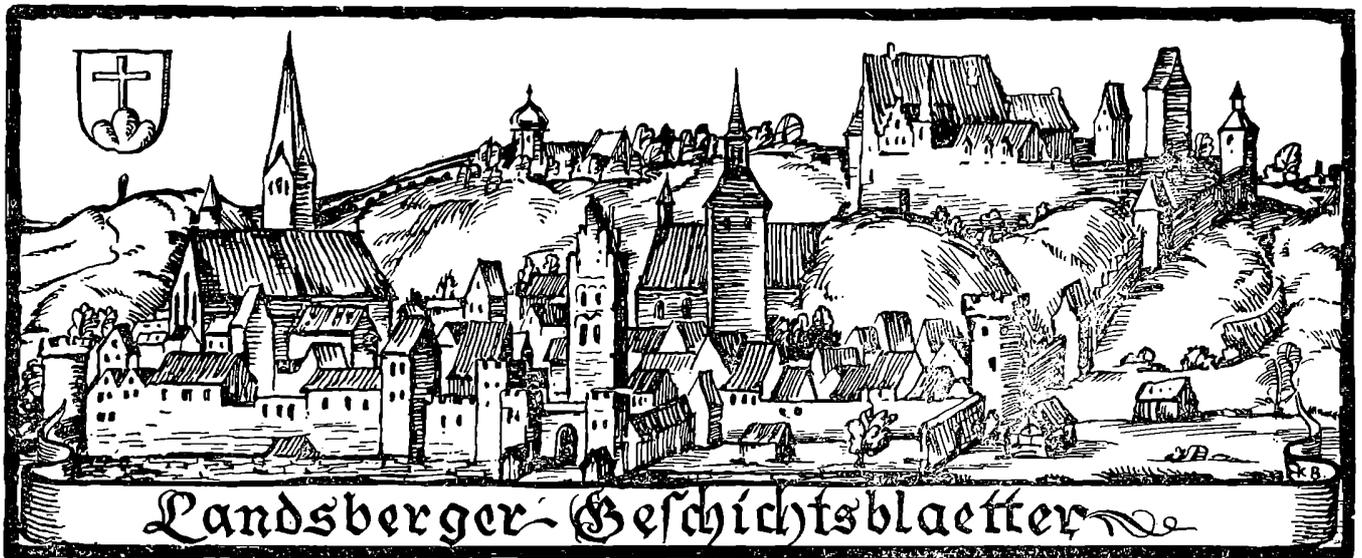
Ach Tod! Ach Tod! Was tust du dir denken?
Daß du schon kommen tust zu mir,
Sind kaum zwanzig Jahr verfloffen,
Daß ich General geworden bin,
Hab noch so wenig Freud genossen
Und soll jetzt schon sterben dahin!

3.

Maximilian Joseph und der soll leben!
Wie auch die ganze Generalität,
General Dürwan der muß sterben,
War eine Bleitugel schuld daran,
Muß zu Staub und Asche werden,
Als wie der weise Salomon.

4.

Zu Polozko bei den Jesuwitern
Ist man ihn graben ein,
Alldorten muß sein Leib verfaulen,
Eine Speis der Würmer sein.
Und so gehts uns allen plaisierlich,
In dem Blut verfaulen wir.
Und wir alle müssen sterben,
Und wir alle bleiben ja nicht hier.



Illustrierte Monatschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg“.

Begründet v. Stud.-Rat u. Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg; Beiträge an Hanns Frank, Stadl.

Verantwortlicher Schriftleiter:
Dr. H. Ullmer in Landsberg a. L.

Beilage zur „Landsberger Zeitung“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne
Genehmigung der Schriftlgt. verboten

Nr. 2

36. Jahrgang

1939

Beiträge zur Vorgeschichte des Bezirkes Landsberg a. L.

Hanns Frank-Stadl

5. Die Reihengräberzeit

Nach dem großen Alamanneneinfall im Jahre 233, der sehr wahrscheinlich Ursache war für die Zerstörung der römischen Villa in Haltenberg und des Römerbades in Schondorf, zogen sich die römischen Bewohner unserer Gegend allmählich in die befestigten Plätze und größeren Orte zurück. Da kein Münzfund über das Jahr 360 hinausreicht, scheint die Besiedelung durch Römer beendet worden zu sein. Von jener Zeit an fehlen Jahrhunderte lang Bodenfunde. Erst um die Mitte des 6. Jahrhunderts sieht man die nun auftauchenden Funde aus der Reihengräberzeit an und kann sie verfolgen bis ungefähr um das Jahr 730. Da um 740 schon die ersten schriftlichen Nachrichten über unsere Orte vorliegen, haben wir es mit der letzten Periode der Vorgeschichte zu tun. Weil von 486 bis 768 im Frankenreich die Merowinger herrschten, nennt man diese Zeit auch häufig, wenn auch für unsere Verhältnisse nicht ganz mit Recht, „Merowingerzeit“. Eine solch genaue Fundbestimmung wie zur Römerzeit ist für diese Zeit nicht möglich. Allerdings ist für die Zukunft zu erwarten, daß sich, wenn sich das Fundmaterial erweitert und mit den heutigen genaueren Methoden bearbeitet wird, eine noch bessere Bestimmung der Funde erreichen läßt. Bevor wir nun auf die nicht seltenen Funde im Einzelnen eingehen, möchten wir die neue Bestattungsart der Reihengräber noch kurz erklären.

In unseren bisherigen Aufsätzen über die Vorgeschichte haben wir schon oft, daß die Art der Bestattung mehrmals gewechselt und sich geändert hat. Um das Folgende zu verdeutlichen, sei nochmal ein kurzer Rückblick über die vergangenen Jahrtausende gegeben. Unsere Besiedlungsspuren beginnen mit der „Jüngerer Steinzeit“ um das Jahr 2500 vor unserer Zeitrechnung. Niedrige runde Hügel, sogenannte Hügelgräber, bargen die nichtverbrannten Leichen in Hockerstellung oder die Asche der Verbrannten. Die das nächste Jahrtausend ausfüllende „Bronzezeit“ sah einen weiteren Ausbau der Hügelgräber, die höher und größer wurden. Die Toten wurden sowohl ganz bestattet, als auch verbrannt. In der nachfolgenden „Eisenzeit“ und zwar in ihrem ersten Zeitabschnitt, der „Hallstattzeit“, erreichten die Hügelgräber ihren größten Umfang und ihre bedeutendste Höhe. Die Leichen wurden auch wieder in beiden Formen bestattet. Das nächste halbe Jahrtausend sah dann im Gegensatz zum Hügelgrab das weniger auffällige Flach-

grab mit Ganzbestattungen. Die Römerzeit bestattete sowohl in alten Grabhügeln als auch in Flachgräbern. Letztere Flachgräber werden meist nur zufällig entdeckt und sind lange nicht so auffällig wie die zahlreichen Grabhügel.

Eine neue und andere Art der Bestattung stellen nun die Reihengräber dar. Während man in anderen Gegenden ganze Reihengräberfelder oder Friedhöfe, welche Hunderte von Gräbern aufwiesen, entdeckt hat, waren es in unserem Gebiet meist nur einige Gräber. Die Reihengräber sind Flachgräber, welche meist nur durch Zufälle bei Erdaushub entdeckt werden. In verschiedener Tiefe stößt man dabei meist auf ein Skelett, das flach auf dem Rücken liegt. Dabei befinden sich meist wichtige Beigaben. Finden sich daran anschließend nun noch solche Skelette in gleicher Lage und in sauberer Ordnung, so ist es ein Reihengräberfriedhof. Liegen die Skelette nicht besonders tief, nicht regelmäßig oder gar wirr durcheinander und fehlen Beigaben, so haben wir es mit Soldatenfriedhöfen, Bestgräbern oder aufgelassenen Friedhöfen einer späteren Zeit zu tun. An den Gebeinen läßt sich keine Altersbestimmung machen. Die Westostlage der Leichen, wobei die Füße nach Osten zeigen, sind auch kein verlässliches Merkmal. Die Reihengräber weisen eine verhältnismäßig große Tiefe auf, liegen stets in einer oder mehreren Reihen und haben zwischen den einzelnen Gräbern einen gleichen Zwischenraum. Sie ähneln an sich im wesentlichen der Anlage heutiger Friedhöfe.

Ihr Auffinden ist von wesentlicher Bedeutung und darf nicht unbeachtet bleiben. Die Bedeutung gerade in unserem Gebiete liegt nicht nur in ortsgeschichtlicher, sondern auch in volksgeschichtlicher Richtung. Außerdem geben sie uns Aufschlüsse über die Art, Zahl und Größe der Bevölkerung und manche Orte. Alter und Dauer der einzelnen Reihengräber lassen sich bisher noch nicht ganz eindeutig feststellen. Fest steht aber, daß zu jedem Friedhof auch eine Siedlung gehört hat. Umgekehrt muß jede alte Siedlung auch ihre Reihengräber haben, wenn sie in der vorher erwähnten Zeit schon bestanden hat. Nun muß man aber dabei bedenken, daß um das Jahr 730 die Reihengräber verschwinden und den Friedhöfen rund um die Pfarrkirche Platz machen. Die Gründe für diese Wenderung, die mit der strafferen kirchlichen Organisation durch Bonifatius zusammenfällt, sind noch nicht klar erkannt, da ja angenommen wird, daß die eingewanderten neuen Siedler nicht mehr Heiden, sondern schon arianische Christen waren. Doch lassen sich zwischen beiden Bestattungsplätzen noch einige Unterschiede feststellen. Während unsere Friedhöfe um die Kirchen meist bevorzugte Plätze der Dorfflur inner-

halb der Häuser einnehmen, hat man die Reihengräber immer an den Rand der Siedlung verlegt und zwar meist auf einen nicht besonders guten Boden, aber außerhalb der Häuser. Die Entfernung betrug aber niemals mehr als einen halben Kilometer und durfte nicht durch einen Hügel oder Wasserlauf unterbrochen sein. Ist dies einmal der Fall, so darf man eher eine andere dazugehörige vielleicht verschwundene Siedlung annehmen.

Ein Hauptkennzeichen der Reihengräber sind die meist aufzufindenden Beigaben, obwohl diese auch manchmal fehlen können. Wenn auch nicht immer alle diese Beigaben vorkommen, so sind wenigstens einige derselben vorhanden und geben somit einen Hinweis auf das Alter des betreffenden Grabes. Die Beigaben unterscheiden sich selbstverständlich bei Männer- und Frauengräbern. Da in den späteren Kirchenfriedhöfen die Beigaben verschwinden, es sich dabei also um eine germanische Sitte handelt, wollen wir die Meinung über den Sinn dieser Beigaben nicht unerwähnt lassen. Bei germanischen Völkern war es ein Rechtsbrauch, daß aus dem beweglichen Vermögen eines Verstorbenen dem Toten für das Begräbnis und die Grabausstattung ein Teil zur Verfügung blieb. Das war beim Manne das sogenannte „Heergeräte“, das ist die Waffenausrüstung, und bei der Frau die „Gerade“, das ist Schmuck und Kleidung. Diese Dinge gehörten anfänglich den Toten; deshalb galt eine Grabberaubung, da ja die Toten bei den Göttern waren, als Gottesraub. Später hat es die Kirche verstanden, aus diesen für die damalige Zeit wertvollen Beigaben das „Seelgerät“ für sich zu machen. Da diese Ausstattung ja fürs Jenseits gehörte, ließ sie sich selber diese Gaben übereignen für das Lesen von Seelenmessen.

Als Beigaben fanden sich in den Gräbern der Männer vor allem Waffen. Die wertvollste Waffe war das zweischneidige, bis zu einem Meter lange Schwert. Die zeitgenössischen römischen Schriftsteller nannten es Spatha. Es hatte einen kurzen Griff mit einem nicht selten verziereten Knauf und eine breite Klinge. Gewöhnlich hat man es dem Toten in die rechte Hand gelegt. Häufiger fand sich das einschneidige Kurzschwert, der Sax, mit einem Griff, der für zwei Hände berechnet war. Speer- und Pfeilspitzen sind nicht so häufig. Vom Schild erhielt sich der Schildbuckel und die Griffspangen. Am linken Fuß war der eine Sporn und die Trense erinnert an Reiter. Gürtelschnallen bilden den Schmuck der Männerkleidung.

Die Frauengräber zeigen nicht selten Glasperlen von solchen Ketten, Fibeln und Fierscheiben fehlen in unserer Gegend; dagegen gab es Ohrringe und Armreifen. An Geräten wurden feststehende und Klappmesser, sowie Scheren aus Eisen festgestellt. Kämme aus Bein mit hübschen Verzierungen finden sich nicht nur in Frauengräbern, sondern auch bei Männern. Glas-, Ton- und Metallgefäße waren nur selten anzutreffen. Holzspuren vom Sarg und vom Brett, auf dem oder unter dem der Tote lag, konnten in günstigsten Fällen ebenfalls nachgewiesen werden.

(Fortsetzung folgt.)

„Sommer und Winter“

Ein verschwundener Lechrainer Volksbrauch

Von F. Panzer

Ein Sonntag des Monats März hat stets die Bezeichnung „Lätare“; er fällt heuer auf den 19. März. Hier im Lechrain und auch im sonstigen Bayern hieß man ihn auch den „Rosen Sonntag“, sowie auch „Sommertag“. Das erinnert an jenen alten Brauch der Germanen, daß man nur zwei statt der jetzt üblichen vier Jahreszeiten kannte. Dabei ging der Winter dem Sommer voran. Während der Winter mit dem ersten Schneefall und dem dadurch bedingten Heimtrieb der Viehherden begann, ließte man den Beginn des Sommers viel früher an, sogar noch vor unseren Frühlingsanfang. Das Blühen des ersten Veilchens oder das Erscheinen des ersten Schmetterlings, das man meist auf Mitte März erwartete, gaben den Zeitpunkt an. Die früheren Feste wurden später wie auch andere in christliche umgewandelt. Länger hielt sich eine kleinere dramatische Darstellung

An diesem Sonntag verkleideten sich in den Dörfern einzelne Burschen und auch ältere Männer als „Sommer“ und „Winter“. Der „Sommer“ trug einen Strohhut und war reich mit Blumen und bunten Bändern geschmückt, außerdem hielt er einen kleinen Baum mit Äpfeln, Birnen und kleinen Glöckchen in der Hand. Der „Winter“ dagegen hatte sich in einen rauhen, zottigen Pelz gehüllt und machte mit einem mitgetragenen Dreischlegel möglichst viel Lärm. Die Beiden zogen nun von Haus zu Haus und langten in den Stuben von dem weiter unten angeführten Lied unter ständigem Hin- und Hergehen einige Strophen. Dafür erhielten sie nun von Hausbewohnern Brot, Rucheln, Eier und ähnliches. Sie brachten dabei meist so viel zusammen, daß sie gar schwer zu schleppen hatten. Es entstand sogar ein Sprichwort darüber. Wenn man jemand sah, der eine überaus schwere Last zu tragen hatte, sagte man: „Der muß tragen wie der Sommer und der Winter“.

Der bei uns fast ganz verschwundene Brauch wird drüben in der Pfalz in etwas anderer Form immer noch durchgeführt.

(Um unserer Jugend eine Wiederauffrischung dieses schönen Brauches wieder ermöglichen zu können, bringen wir diesen Aufsatz schon in der Februar-Nummer. Dazu sei bemerkt, daß die mundartliche Aussprache sich nicht streng an die Buchstaben zu halten braucht, sondern sich der heimatischen Sprache anpassen soll. Die alte Melodie zu diesem Liede, die aus technischen Gründen nicht abgedruckt werden kann, wird auf Wunsch von Hanns Frank, Stadl, gerne zugesandt. Sollten unter den alten Langeskundigen Leuten noch andere Verse bekannt sein, so bittet man, sie ebenfalls der Schriftleitung zukommen zu lassen.)

- Sommer: I bi da Somma, wohlbekannt,
I bi beliaht in jedem Land,
Wo da Winta net drauf denka to,
Er is wahast von jedamo.
I bi da Somma, i bi da Herr,
U üban Winta geh sag ma niz mehr.
- Winter: Still, Somma, still,
Was da Winta vakündn will.
I will Ruies vakünda:
Will Schnee und kalte Wind wer i bringa,
Daß die alten Weiba zum Ofen wer'n springa.
Kimm her von Sachsen,
Wo schöne Madln auf Bäumen wachsen,
Hätt' mehr an esse mitgnumma,
San aba da a z'belumma.
Liebe Herrn ja mei,
Der Winter is sei.
- Sommer: Jetzt is ge gleich Somma, jetzt wirts scho ge warm,
Jetzt wolln ma glei außi zum Pflanzenscharn.
Liebe Herrn ja mei,
Der Somma is sei.
- Winter: Und wennst du willst außi zum Pflanzenscharn,
So will i no wader in Kennschlitten jah'r'n.
[: Liebe Herrn ja mei,
Der Winter (Sommer) is sei. :]
(Dieser Schlußreim wird nun ständig zu allen Versen gesungen.)
- Sommer: Gang i über a Wiesen, wie weit,
Da sah i viel Heuger und andere Leut ...
- Winter: Gang i über a Wiesen, wie weit,
Da fahrns recht Schlitten und schiaßen Eis ...
- Sommer: Im Somma mag ma am Kirschbaum steign,
O Winta du kannst scho drunten bleim ...
- Winter: Den Kirschbaum will i dir zammakliabn
Und d'Scheita alle in Osa neischiabn ...
- Sommer: O Winta du bist a grober Gsell,
Du jagst die altn Weiba in d'Söll ...
- Winter: Und jag is nei, so hoaz i brau ei'.
Da können die altn Weiba recht singa und schrein ...
- Sommer: O Winta! Wo bist denn du na gwelen,
Daß da Mäus dein Pelz ajo z'reissen ...
- Winter: O Somma! Wo bist denn du ummagfahrn,
Daß da dei Pfoad so ruast is wor'n ...
- Sommer: I bi da Somma in dem weißen Pfoad,
I steh an lausinga Winta vorn Bart ...
- Winter: I bi da Winta mit da rauchn Haubn,
I steh an ischinga Somma vor d'Auagn ...
- Sommer: In Somma gibts Weichsl und Kerisch, daß sie d'Ästl
frei biagn.
Du stinkata Winta jollst toa oanzige friagn ...
- Winter: Mit Kerisch und Weichsln darst still schweign,
I will das mit an oanzigen Reifa vatreibn ...
- Sommer: I steig auf de Bam und schüttl da ro,
Apfel und Birn, so viel daß i mag ...

Winter: Schüttst du's aba, so klaub i mirs auf,
Da macht ma mei Grettl guat Akegn glei draus...
Sommer: O Winta! Du darfst ma jeh nimma vuia sagn,
I wer' di bald aus Sommaland jagn...
Winter: O Somma! Wia kannst du nur so schlecht sagn,
I muß mit dir scho raffa und schlag'n...
(Sommer und Winter raufen nun miteinander. Der
Sommer bleibt Sieger und wirft den Winter zur
Türe hinaus. Dieser aber kehrt schnell wieder zurück
und singt:)

Winter: O Summa! Jetzt hast ma an Hazn agschlagn,
Jetzt kannst mi mit dir in da Kraxn hoamtragn.
Sommer: Eh' daß i di tat in da Kraxn hoamtragn,
Eh' tat i di glei da in Stubnbo'n eigrabn.
Winter: O mei liaba Summa, jehst gib i dir recht
Und daß du mei Herr bist und i bi dei Knecht.
Sommer: Ei du mei Winta, jehst roach ma dei Hand
Und roas ma mitnanda ins Summaland.

Das Junftwesen in Landsberg

Von Adalbert Mater

(Fortsetzung.)

1 Pfennig war in der Zeit Karls des Großen gleich 28 Reichspfennigen, später kaum mehr die Hälfte. Sogar die Zeit des Heizens war bestimmt, und es durften die Bäcker alljährlich von Michaeli bis Lichtmeß „nach der Weinglocke“ Feuer machen, sonst aber war das Baden „zwischen der Weinglocke und der Metten“ verboten. Für auswärtige Bäcker war ein Wochentag bestimmt, an dem sie das Brot und zwar vom Wagen verkaufen durften. Ferner hatte jeder Bürger das Recht, aus seinem Mehl Brot zu backen, das in der Stadt verkauft werden durfte. Die Herstellung von „bußwürdigem“, minderwertigem Brot wurde streng bestraft. Das erstmal wurde dem Bäcker das Brot weggenommen und dem Spital übergeben. Wurde ein Bäcker aber dreimal schuldig befunden, so legte man ihm das Handwerk auf ein Jahr. Außerdem konnten die „ungeratenen“ Bäcker, welche die Buße nicht fürchteten, nach dreimaliger Verfehlung auch am Leibe gestraft und so lange in Haft genommen werden, bis der Rat über eine Besserung sich geeinigt. Das Brot konnte von den Bäckern in seinem Hause feilgehalten werden und mußte außerdem noch in die Brotbank geliefert werden.

Strenge Bestimmungen über die Polizeistunde enthalten die Sätze über die Weinschenken. Nach der Weinglocke durfte der Wirt nur mehr denjenigen Gästen, die bei ihm übernachteten, zu trinken geben. Wurde dieses Gebot übertreten, so hatten sowohl der Wirt als auch der Trinker 72 Pfennig an die Stadt und 24 Pfennig an den Richter als Strafe zu zahlen. Ebenso streng waren geeichte Maße vorgeschrieben. Auf das Färben des Meis, das Fälschen des Weins mit Waidasche (Asche aus gebranntem Weizenhalm) und das Vermischen des Weins mit Branntwein standen ebenfalls strenge Strafen. Aus den ausführlichen Bestimmungen über die Weinschenken kann man schließen, daß das Weintrinken im Mittelalter in unserer Gegend gebräuchlicher war als jetzt.

Am weitesten zurück läßt sich das Gewerbe der Schuher und Lederer verfolgen. Ein jeglicher Schuster sollte darnach sein Handwerk wirken, wie es recht und Armen und Reichen, Witwen und Waisen nützlich war. Wer aber nach dem Urteil der vom Rat aufgestellten Geschaumeister sich dagegen vergangen hatte, wurde bestraft. Kein Meister durfte mehr als einen Lehrling halten. Das „Streichen“ des Leders war untersagt. Fremde Schuhmacher durften nur am Jahrmart ausge schnittenes Leder und Schuhe am Marktplatz feilhalten. Den ledigen Gesellen war das Halten einer eigenen Werkstätte und das Verkaufen auf dem Markte verboten. Die Schaffelle sollten nur vom Bod gegerbt werden. Wenn ein Weißgerber sich weigerte, die Felle einzeln zu verkaufen, so war er straffällig. Vom Dienstag bis Mittwoch abends war auswärtigen Lederhändlern und Lederern der Lederverkauf zum Markte gestattet, die übrigen Wochentage aber durften sie nur in ihren Häusern den Lederhandel im großen, mit wenigstens je sechs großen und zwölf kleinen Fellen, betreiben. Für eine große gegerbte Haut mußte 1 Pfennig, für sechs kleinere Felle auch 1 Pfennig und für drei kleinere Felle 1 Heller Hausgeld bezahlt werden.

Für Gold- und Silberarbeiter waren ebenfalls genaue Sätze vorgeschrieben. Darnach sollte bei allem,

was die Goldschmiede an Gürteln, Kästen, großem oder gelötetem Ding machten, höchstens 1½ Lot von der Mark abgehen. Stellte sich beim Brennen und Untersuchen heraus, daß mehr abging, so sollten die Geschworenen die Arbeit zerbrechen. Gleiche Strafe sollte diejenigen Goldarbeiter treffen, die bei Anfertigung von „Sammerwert“ als Köpfen, Kelchen, Schalen oder Flaschen mehr als 1 Lot an der Mark abgehen ließen. Arbeiten aus Wertgold mußten mindestens 18karätig sein. Hatte der Goldschmied gute Goldgulden erhalten, so mußten seine Arbeiten wieder aus gutem Gold gefertigt werden. Entsprechend diesen Sätzen mußten auch die von fremden Goldschmieden zum Verkauf hereingebrachten Waren gefertigt sein. Wollte ein lediger fremder Geselle in der Stadt arbeiten, so mußte er zuerst das Bürgerrecht erwerben; außerdem mußte er von seinem Geburtsort eine Bestätigung vorlegen, daß er ein frommer und wohlgelernter Knecht sei. Den Goldschmieden war es verboten, bei verschlossenen Türen zu arbeiten, ausgenommen an einem Feiertag oder wenn große Kälte herrschte.

Die Hainerartikel treffen Bestimmungen über Berufung von Handwerksversammlungen, Aufnahmen und Lediggählung von Lehrlingen, Annahme von Gesellen, Meisterwerden und Verkauf von fremdem Hafnergeschirr. Für Berufung einer außerordentlichen Handwerksversammlung hatte ein Junftmitglied 15 Kr., ein anderer 24 Kr. zur Junftlade zu entrichten. Ein Lehrling war nur unter Mitwissen des Handwerks und zwar vorerst auf vierzehntägige Probe aufzunehmen.

Das Meisterstück bestand in der Anfertigung eines Hafens und eines Essigkruges, deren jeder ungefähr 25 Maß fassen mußte, dann im Sezen eines gevierten Ofens mit drei Gefäßen samt Kranz und allem Zubehör. Das Geschirr mußte der Meisterkandidat auch brennen. Nach bestandener Prüfung zahlte er sowohl an den Ratskommisjär als auch an das Handwerk 6 fl., welche verteilt oder verzehrt werden konnten. Selbstverständlich hatte auf die Bearbeitung der Meisterstücke die Hochzeit zu folgen und anschließend mußte sich der Jungmeister zur Einkaufung beim Handwerk anmelden. Wenn er fremd war und eine Bürgerstochter heiratete, mußte er zwei Thaler, wenn er aber ein hiesiger Meistersohn war oder eine Meisterstochter oder Meisterswitwe heiratete, einen Thaler bezahlen. Der neue Meister hatte nun die Jungmeisterverrichtungen zu beorgen und durfte erst nach zwei Jahren einen Lehrling annehmen. Der Jungmeister hatte von einem Meisterkandidaten für das Umsagen ein Paar Schuhe oder das Geld hierfür zu verlangen. Wer einen nicht vorchriftsmäßig Gelernten als Gesellen aufnahm, wurde um 15 Kr. bestraft. Wer ohne genügende Entschuldigung eine Handwerksitzung veräumte, hatte ebenfalls eine Strafe von 15 Kr. zu entrichten. Abgesehen vom Sandauer- und Weitzjahrmarkt durfte von niemandem Hafnergeschirr, das in Landsberg selbst zu haben war, verkauft werden. Übertretungen waren vom Bürgermeister im Amt zu becheiden. Auch durfte in der Stadt kein außer der Junft stehender Meister einen Dien setzen.

Einen Beleg dafür, wie sich die Landsberger Hafnermeister eine unerwünschte Konkurrenz fern hielten, belegt ein Beschluß, den die fünf Landsberger Hafnermeister im Jahre 1609 im Hause ihres berühmten Genossen Adam Vogt faßten. Unter Androhung einer Strafe von 1 Thaler wurde bestimmt, daß „keiner keinem Stimpler nix sollt geben, was das Handwerk belangt“. Als Stimpler galt in der Junftzeit jeder Arbeiter, der nicht der Junft angehörte.

Bei dem Handwerk der Metzger waren die Bestimmungen ähnlich. Wollte einer dieses Gewerbe betreiben, so mußte er von ehrlichen Eltern stammen und drei Jahre bei einem redlichen „gestuften“ Meister gelernt haben. Wenn er kein Meistersohn war, mußte er auch noch eine zweijährige Wanderzeit nachweisen. Genügte er diesen Anforderungen, so mußte er außerdem die Erwerbung einer Metzgereigerechtigkeit entweder durch Kauf oder durch Heirat in sicherer Aussicht haben, wenn er sich beim Handwerk zum Stückmachen anmelden wollte. Wurden keine dem Handwerk schädlichen Bedenken gefunden, so durfte er beim Magistrat die Erlaubnis zum Stückmachen erholen. Hatte er diese erhalten, so mußte er den sogenannten Trunk oder das Einkaufsgeld von 20 fl. und außerdem noch einen Guldenhaler, d. i. 1 fl. 30 Kr., entrichten, dann konnte er ans Stückmachen herantreten. Wurde ihm das

Fleisch von seinen Kollegen nicht abgenommen oder konnte er es selbst nicht gleich verkaufen, dann erhöhten sich die Unkosten noch ganz wesentlich. Zum Stückmachen war vorgezeichnet von einer guten Kuh wenigstens 200 Pfd., von einem Schwein 100 Pfd., ein gutes Lamm und ein fettes Schaf oder in Ermangelung eines solchen ein gutes Kalb.
(Fortsetzung folgt.)

Die Naturlandschaft des Mittleren Lechrains innerhalb der Bezirksämter Landsberg und Schongau

U. Micheler, Landsberg

(Fortsetzung)

Darüber baut nun die Eiszeit in vierfacher, zeitlich abgegrenzter Ablagerungsfolge während mehrerer Jahrhunderte ihre vom fließenden Wasser geschichteten und vom Eise zusammengehobenen Schuttmassen auf. Die älteste Schotterablagerung ragt im Stoffersberg, westlich Landsberg, als ringsum steilfallende Kuppe auf, sie gehört nach Eberl als sogenannter Donauschotter einer frühesten Vereisung an. Vom Südrand des Sachsenriederforstes ergoß sich während der ersten deutlichen Vergletschungsperiode eine kegelförmig fallende Geröllflur gegen Nordosten und tritt als gelblicher großkopfiger Schotter längs der Bahnlinie Frankenhofen—Osterzell und im Buchwalde bei Bilgertshofen zutage.

Mit steilen Ranten säumen die zu harter Nagelfluhe verbackenen Schotter der drittletzten Eiszeit die schmalen Schotterrinnen der letzten Vergletschungsperiode ein (Sachsenriederforst) und tragen längs ihrer Ausstriche vermöge ihrer Festigkeit größere lineare Züge ins Geländebild, so längs Sachsenried, Schwabhofen und Hohenjuch. Am Berlachberg bei Schongau und südlich davon am Kalvarienberg schnitt sich an ihrer spornartigen Ausbuchtung das Eis der östlichen Lechgletscherflanke pflugartig zu zwei selbständigen Zungen auseinander, begleiten von dort weg in eindrucksvollen und aussichtsreichen Steilabstürzen den Lech bis Kinsau (Schwalbenstein) und geben von Mundraching ab wieder dem östlichen Lechhang bis hinunter nach Brittriching das malerische Gepräge teilweise reiner Buchenleiten. In ähnlichem Sinne wiederholt sich das gleiche Bild auf der Gegenseite der Lechursammelrinne. Als breite Barre zieht hier die obenerwähnte Nagelfluhe (Mindelzeitszeit!) aus dem Sachsenriederforste gegen NNO. hinunter zum Lechfeld. Die beiden letzten Abschnitte der vierfachen Vereisungsfolge (Riß- und Würmeiszeit!) häuften jedoch gewaltige Massen geschichteten und wirren Schuttes stellenweise nahe an dem Oberteil ihrer Flanke auf, so daß sie nur an bestimmten Stellen im Gelände felsartig zutage tritt — eine Folge der treppenartig nach Osten absinkenden Lechader —, die hier dagegen das weiche tonige Ufer in unermüdlicher Arbeit unterspült. Hoch schauen von ihrer Kante längstverfallene Truhbauten des frühen Mittelalters (Weiler Lechberg, nördlich Denklingen, Leeder, Elighofen), teilweise von aufstrebenden Wäldern der Jenseits entzogen, auf das weite Tal hinunter oder schmückt sich bei Unterdiessen, Oberigling und Hurlach mit der breiten Stirne hochgemuter Schlösser. Nur vermöge ihrer zementartig festen Gerölllagen konnten sich hier Wall und Graben der Gegenwart erhalten, eine Eigenart des Heimatbodens, die hier wiederum einen kräftigen Faden zur Kulturgeschichte hinüberzieht. Von dieser Seite des Lechtals bis hinüber zur mächtigen Ostflanke des Rheingletschers reißt sich Tal an Tal und stets von neuem grenzt ein schmaler Höhenzug die Sicht nach Westen ab — es ist die große Platte verschiedenartiger ineinandergeschachtelter Schotterserien, die dem schwäbischen Land ein nur ihm zukommendes Bild verleiht. So wird der Lech auch hierin wiederum zu einer Grenzscheide; denn was ostwärts von ihm bis zur Salzach und dem Innviertel zieht, gehört der malerischen Fülle weithingeworfener Moränenhüttungen an.

Diese gleiche Nagelfluhe ist es auch, auf die sich die Schotter und Schuttwälle der drittletzten Eiszeit (Rißzeitszeit!) aufbauen. Diese griff vom Sachsenriederforste und von Stadt an weit über das Bereich der letzten großen Alpenvorlandvergletscherung hinaus, so bis Falkenberg nordöstlich Buchloe und bis zur München—Augsburger

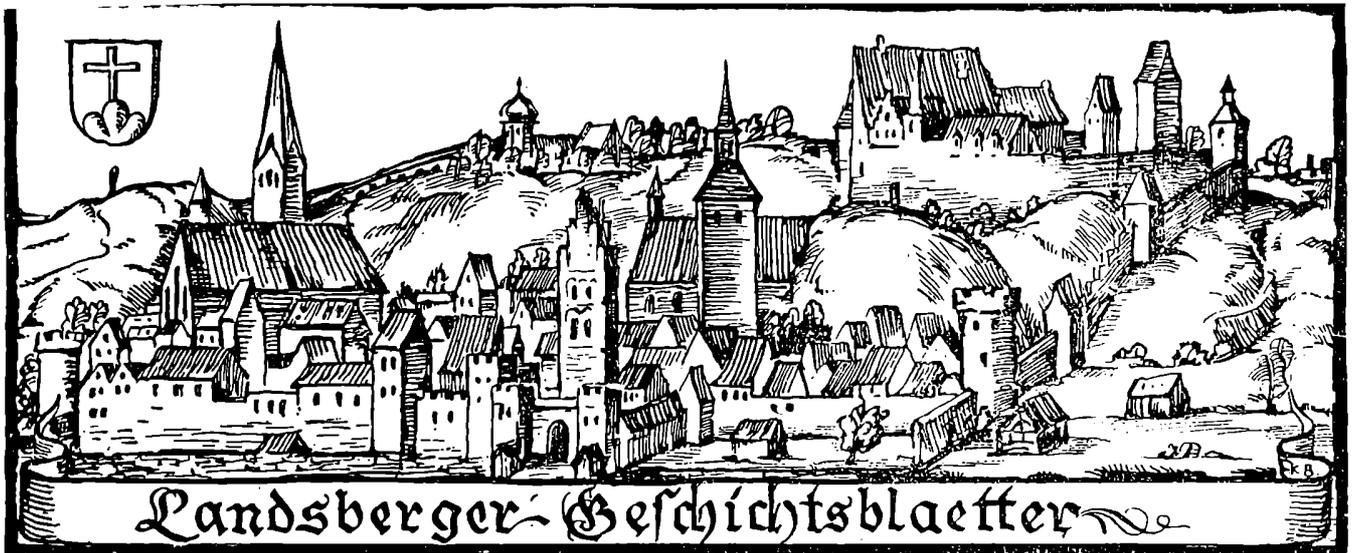
Bahnlinie für den Lech- bzw Ammersee-gletscher. Das ist wichtig, weil ihre Böden in der Regel zufolge ihres höheren Alters tiefer verwittert und zudem mit einem nunmehr verlehmteten Staubprodukt, dem Löß, überzogen, müde flachgeböschte Formen aufweisen und wirtschaftlich höchst günstige, jedoch aber auch leicht zu Verleuerung neigende Fruchtböden darstellen. Besonders kennzeichnend für diese Lechlandschaft sind die hohen Schlotte großer Ziegeleien, so bei Buchloe, Landsberg (Klosterziegelei) und ehemals Höschlhof, die mit Abhüllmassen erfüllte Mulden abbauen.

In breiten und hohen, mehrfach hintereinanderfolgenden Gürteln legt nun die letzte Eiszeit ihren Schutt beherrschend über die Landschaft. Lehmig-sandige Kies- und Blockwälle umsäumen die jeweilige Ausdehnung des Eises. Vertikal begrenzte Ausstülpungen der Walllinien spiegeln so bei Ingenried, Sachsenried, Burggen, Gruiwang usw. raschere Strömungen innerhalb der nach außen einst einheitlich erscheinenden Eismasse wider. Für den Ammersee-gletscher sind es die Moränenzüge von Stoffen, Schöffelding, St. Ottilien und Wessobrunn, für die schmale Zunge des Ammergauergletschers die kranzartig verlaufenden Höhenzüge bei Kirchberg östlich der Wies. Am besten zeigt sich die Aufgliederung der lezteiszeitlichen Moränenlandschaft im Gebiete des Lechgletschers längs der Querlinie Sachsenried, Schwabbruck, Tannenberg, Burggen und Gruiwang. Zugleich gewähren die Moränen dieser Vergletscherung mit ihren höheren Kuppen prachtvolle Aussichtspunkte, von denen nur Reichling, Rott, die westliche Umgebung Diessens, sodann die Höhenkämme von Sachsenried—Hohenjuch, Madersleite bei Burggen, die Kuppen um Wildsteig und Bayerjoiien genannt sein mögen.

Zur Zeit seines ersten Vorstoßes aus den Alpentoren reichte die westliche Flanke des lezteiszeitlichen Ammergletschers nur bis Wessobrunn. Erst nach einem längeren Halt alitt er über seine ersten Moränenbildungen in einem bis Stoffen und Pürgen reichenden Zuge hinüber, legte auf sie eine mächtige Geschiebelehmdecke und verwickelte dabei die ursprünglich lebhaft bewegten Formen. Beim Lechgletscher war dies längs der Linie Altenstadt—Schwabbruck der Fall, wobei die Moränen unter der Rucht der Eismassen zu walfischartigen Rücken ausgewalzt wurden. Auch bei Dettenhofen und im Höhenzuge Wessobrunn—Hohenjuch sind diese eigenartigen Moränenformen am deutlichsten zu sehen (sog. Drumlins!). Die innere Beschaffenheit der Moränen ist schon auf kurze Strecken außerordentlich wechselnd. Bald sind es lose oder geschichtete Schotteranhäufungen, so z. B. um Hohenjuch, Hoffstetten, Burggen oder Steingaden — um nur einige Punkte zu erwähnen —, bald blockartige Anhäufungen, so besonders markant bei Bayerjoiien, Oberobland, Hoffstetten und St. Ottilien. Weiter gebirgwärts löst der Geschiebelehm die lockeren Schuttbildungen vorwiegend ab und bestimmt mit flachwelligen, moor- und seeerfüllten Senken einen reichen und stetig ineinanderflutenden Szeneriewechsel im Landschaftsbild (Dettenhofen, Rott, Schönberg, östlich Böbing, Riesen und südlich Bernbeuren.)

Eine besonders malerische Steigerung erfährt die Eiszeitlandschaft in den sogenannten Irrblöcken oder Findlingen. Bei Sachsenried, Bernbeuren, Burggen, Prem, wie auch westlich Epsach, Utting, Cresing usw. bewahrt der ganze Lechraintal Naturdenkmäler von besonderer Art. Während sie vom gleitenden Eise nur auf kurze Strecken ins Vorland gefördert wurden, breiteten die vom Gletscher wegeilenden Schmelzwasser den Schutt in vielästigen Rinnalen zu weitgestreckten Geröllfeldern aus. Sie erst sind die großen Ruhepausen im Formengeflute der Moränen und bestimmen durch ihren Zug ins Großflächige, Festabgegrenzte die Siedelungsverteilung und Verkehrsrichte auf das nachhaltigste. Hervorragende Beispiele hierfür sind die Gegenden um Altenstadt, Epsach, Kinsau, Rottenbuch, Steingaden, Peiting und namentlich die Ursammelrinne des gesamten weitgespannten Lechtals, das von der Donau weg mit seinen Schotterwurzeln bis in die südliche Hälfte des Schongauer Bezirks reicht und von der westlichen Flanke des Ammersee-gletschers reiche Geröllzufuhr empfing. Heute liegen diese Rinnen seit langem trocken und erinnern wie z. B. bei Bayerjoiien, Burggen, Sachsenriederforst, Bilgertshofen, Hoffstetten, Pürgen usw. durch ihre sanftgeschwungene Linienführung an ehemalige Flußtäler und -tächen.

(Fortsetzung folgt.)



Illustrierte Monatschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg“.

Begründet v. Stud.-Rat u. Stadtarchivar J. J. Schober + Landsberg; Beiträge an Hanns Frank, Stadl.

Verantwortlicher Schriftleiter:
Dr. H. Ulfamer in Landsberg a. L.

Beilage zur „Landsberger Zeitung“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne
Genehmigung der Schriftlfg. verboten

Nr. 3

36. Jahrgang

1939

Beiträge zur Vorgeschichte des Bezirkes Landsberg a. L.

Hanns Frank-Stadl
(Fortsetzung.)

Die Zahl der Fundorte aus der Reihengräberzeit ist in unserem Bezirk nicht gering. Deutlich läßt sich daran die dichter gewordene germanische Besiedelung erkennen. Wir wollen der leichteren Uebersichtlichkeit halber die Fundorte in alphabetischer Reihenfolge aufzählen.

In Bierdorf am Ammersee fand man 1921 gelegentlich der Aushebung einer Baugrube am Mehgerschen Anwesen einige Skelette. Es waren sowohl Skelette von Erwachsenen, als auch von Kindern. Sie lagen mit den Füßen gegen Osten in gleicher Richtung, aber sonst nicht bloß nebeneinander, sondern auch übereinander. Als Beigaben fanden sich nur etliche unbestimmbare Tonscherben. Andere zur genaueren Zeitbestimmung wesentliche Beigaben fehlten, so daß es nicht eindeutig möglich ist, sie unserer Reihengräberzeit zuzuweisen. Die damals zur Untersuchung hierher gerufene Kommission des Anthropologisch-prähistorischen Instituts der Akademie glaubte sie auch der Zeit zuzuweisen zu können.

Im nicht weit entfernten Bischofsried wurden zu gleichen Zeiten zwei gleichartige Funde gemacht. Der damalige Forstmeister Rudolf von Coulon vermittelte der Sammlung des Historischen Vereins für Oberbayern (in der Folge HVB. abgekürzt) die beiden Fundstücke. 1875 wurde ein sogenannter Sax oder ein Hiebmesser gefunden. Im Sammlungskatalog wird es als Kriegs- oder Jagdmesser aus Eisen bezeichnet. 1892 kam vom gleichen Finder ebenfalls ein einschneidiges mittelalterliches Hiebmesser mit der Fundortsangabe Diefen in die Sammlung. Eine genauere Angabe über Art und Aussehen fehlt leider.

Eching am Ammersee, als alter „Ings-Ort“, noch dazu in einem Flußthal, hat die Erwartungen nach germanischen Funden nicht enttäuscht. Man hat in der Nähe des Ortes sogar zwei verschiedene Fundstätten festgestellt. Schon im Jahre 1877 berichtete der verdiente frühere Heimatforscher, Notar Zintgraf, daß er bei Eching in drei Reihengräbern sechs Leichname gefunden habe. Schon damals wurde die auffällige Uebereinstimmung mit den nordischen schmalgesichtigen Langschädeln festgestellt. Hier fanden sich auch die Beigaben, welche die Gräber einwandfrei den Jahren 600 bis 700 nach unserer Zeitrechnung zuschreiben. So fanden sich Urnenstücke mit Kohlen, Eisenteile, vermutlich zu einem Brustharnisch gehörend, ebenso das Bruststück eines Eisenmessers, wieder ein einschneidiges Schwert, Gür-

telriemenbeschläge und das Bruststück eines Beinkamms. An Schmud fand man ein Armband aus gewundenem Bronzeblech und zwei andere Armbänder aus dünnem Bronzeblech. Später kamen noch ein Kamm, ein Kopfschmud aus einem Eberzahn und Nadeln aus einem Frauengrabb sowie Halsperlen hinzu. Ein anderes Gürtelbeschläge hatte weiße Knöpfe. Die Armeisen aus Bronze waren ornamentiert, punktiert und mit Streifen versehen. Von Professor Dr. Kollmann kam anscheinend aus dem gleichen Fund auch noch ein Geschirr in die Sammlung. Dr. Blendinger vom Landerziehungsheim Schondorf hat 1929 wieder an einem Grab arbeiten lassen. Er fand wieder einen „Scramasax“ und bemerkenswerterweise einen Schädel mit einer tiefen, langen Schramme, wohl von einem Hiebsschwert herrührend. Während nun das eine Grabfeld westlich der Mühle lag, befand sich das andere nördlich des Dorfes, so daß wir es vielleicht mit zwei verschiedenen Siedlungen zu tun haben, deren Spuren allerdings nicht mehr auffindbar sind. Noch zu erwähnen ist der Fund von Schildbefestigungsstangen und Schildbuckeln. Da die Schilde meist aus Holz und Leder waren, sind das meist davon die einzigen Ueberreste.

Anläßlich des Eisenbahnbaues Pasing—Buchloe wurden östlich Epfenhausen 1872 in der alten Verschanzung „Burgstall“ neun Reihengräber ausgegraben. Sieben Schädel waren noch gut erhalten, fünf davon gestatteten eine Messung, dabei ergab sich, daß drei Langschädel waren, die zwei anderen stammten von Frauen. Das läßt vielleicht den Schluß zu, wie auch anderweitige Funde gelegentlich bestätigen, daß sich einwandernde männliche Germanen mit schon ortsansässigen Frauen vermischten. Die Gräber selbst, welche nicht alle gleiche Tiefe besaßen, wiesen auch Beigaben auf. Man fand Schildbuckel, Schwerter, Tonperlen und Messer. Die Funde kamen in den Besitz des damaligen Bahningenieurs Scherer. Jetzt aber sind sie verschollen. 1903 stieß man beim Ausheben einer Riesgrube auf ein vollständig ausgestattetes Doppelgrab, das aber leider nicht beachtet wurde. Die Fundreste sollen nach Schober ins Landsberger Museum gekommen sein, wo sie sich aber nicht nachweisen ließen.

Nach einer Nachricht Dr. Blendingers sollen auch in Eresing hinter der Schule Reihengräber gefunden worden sein. Als alter „Ings-Ort“ an der Römerstraße vermutet man, daß es sich um alamannische Siedler handelt. Auch bei Hattenhofen, am Haus Nr. 3, sollen angeblich Reihengräber gefunden worden sein. Nähere Angaben, auch über vorhandene Beigaben, fehlen. In Fising fand sich in einem alten Brunnen, der auf Plan Nr. 72 steht,

ein Sax, das heißt ein Kurzschwert, jetzt in der Staatsammlung.

Mundrachung am rechten Ufer hat auch einen frühgermanischen Begräbnisplatz östlich des Ortes. Hauptmann Arnold hat eines der Gräber geöffnet. Es enthielt ein männliches Skelett, mit einem Scramasax am rechten Oberarm. Von Landsberg selbst wissen wir nur von einem im Museum befindlichen Bronzering aus dieser Zeit, den man auf dem „Papierfleck“ gefunden hat.

Oberregling hat zwei Fundorte aus der Reihen-gräberzeit. Der damalige Pfarrer Ruffer hat 1873 dem H.W. eine eiserne Lanzenspitze, ein zweischneidiges Schwert, einen Schildbuckel und Knochen übergeben. 1876 fand der Wühlensbesitzer Lichtenstern auch eine Lanzenspitze. Eine dritte Lanzenspitze übergab Kunstmaler Frey. Durch den Bezirksamtmann F. Maier kam ein Scramasax, ein Messer und ein Hufeisen in die Münchener Vereinsammlung. Die Fundorte waren nördlich der Ulrichskapelle und bei Haus Nr. 71. Aus dem Katalog erfahren wir, daß eine zweischneidige Spatha mit dreieckigem Knauß und drei kleine Messer auch noch gefunden worden waren. Das Hufeisen hatte eine Rinne für die Nägel. Eine Trense mit zwei großen Ringen beweist uns, daß das Pferd zum Besitz des Mannes gehörte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Zunftwesen in Landsberg

Von Adalbert Maier

(Fortsetzung.)

Als Aufsichtsorgane fungierten vier Fleischkommissäre vom innern und äußern Rat und vier Metzgermeister aus der Zunft, außerdem kamen noch zwei Stückgehilfen dazu. Nun mußten die Kuh und das Schwein jedes auf einen Streich geschlagen, aber nicht gestochen werden. Der Küffel des Schweines mußte auf einen oder zwei Streiche abgelöst und je zwei Füße auf einmal mit einem Streich abgehauen werden. Schaf und Lamm wurden nach Handwerksgebrauch gestochen und aufgeschnitten. Dann gab der Stückmeister den sämtlichen Herren Geschaudeputierten 1 fl. 30 Kr., „damit sie solche bis alles ausgezogen und das Schwein geschunden war, bei einem Glas Wein verzehrten“. Was aber infolge der Steigerung des Weinpreises darüber ausgegeben wurde, mußte der Stückmeister noch darauflegen. War nun alles ausgezogen, so mußte der Stückmeister sämtliche Herren Geschaudeputierten abholen. Nach der Besichtigung des Fleischwerkes nahmen sie dann auf der Herberge das Mittagsmahl ein. Nach Zerteilung des Fleisches am Nachmittag hielten die Deputierten dem Stückmeister die etwa vorgekommenen Fehler vor. Anschließend gab der Stückmeister jedem der acht Deputierten 1 fl. Abends wurde das Stückmahl eingenommen, an dem die acht Deputierten, die zwei Zugebner sowie etwa sonst noch vom Stückmeister Eingeladene teilnahmen.

Die Lederer hatten seit alter Zeit keine Stücke zu machen. Zur Ausnahme als Lehrling bei den Schuhmachern und Lederern war eheliche Geburt erforderlich. An die Aufnahme reichte sich eine dreijährige Lehrzeit und daran eine dreijährige Wanderschaft. Bei der Aufnahme als Lehrling mußte der Knabe entrichten 1 Pfd. Wachs zu 18 Kr., dann 2 fl. an die drei Kerzenmeister statt eines „Trunks“ und 15 Kr. an den Viertelmeister. Bei der Lediggählung zahlte er für den Trunk 2 fl. und dem Viertelmeister 15 Kr. Das Lehrgeld bestimmte der Meister, und es mußte auch dann entrichtet werden, wenn der Lehrling wegen schlechter Führung vor Ablauf der Lehrzeit entlassen wurde. Von der Wanderschaft konnte man aber unter Umständen gegen Erlegung eines Strafgeldes dispensiert werden. Die Meisterstücke bestanden im Zuschneiden einer Rindshaut und im Fertigen von einem Paar Wasserstiefeln und einem Paar Mannspößen. Außerdem hatte der zu Prüfende aus einem Kalbfell ein Paar Nonnenstiefel, ein Paar „Selbtgewachene“ mit einer Naht und ein Paar dreigestückte Mannschuhe zu machen. Dem Landmeister waren die Wasserstiefel erlassen. An Gebühren wurde bezahlt: 1 fl. zum Gottesdienst, 30 Kr. Stuhlgeld, 1 fl. dem Kammerherrn, 8 fl. den Kerzenmeistern und Führern. Der Landmeister hatte außerdem noch dem Viertelmeister 30 Kr.

zu bezahlen. Die Lederer mußten zu all diesen Tagen noch einen Trunk bezahlen.

Der zum Kerzenmeister oder Führer Gewählte mußte bei Vermeidung von Strafen die Wahl annehmen. In einer doppeltgesperrten Lade wurden die Freiheiten usw. aufbewahrt; sie war drei Kerzenmeistern und drei Führern anvertraut, wovon je zwei den Schuhmachern und je einer den Lederern entnommen war. Die Auflage betrug für die Stadtmeister vierteljährlich 2 Kr. und für die Landmeister ganzjährig 4½ Kr. Kerzenmeister und sonstige Zunftmitglieder verfielen in Strafe, wenn sie eine Handwerksversammlung nicht zur rechten Zeit anberaumen bzw. besuchten. Von den regelmäßigen Handwerksversammlungen abgesehen, konnten auf Verlangen eines Meisters, Gesellen oder Lehrlings gegen Bezahlung von 20 Kr. zur Lade und 8½ Kr. an den Jungmeister besondere Versammlungen angefordert werden. Ein Jungmeister durfte die ersten drei Jahre keinen Lehrling annehmen. Wenn er keine Stelle niederlegte, mußte ihm sein Nachfolger ein Paar Schuhe oder ein Kalbfell geben, je nachdem er Schuhmacher oder Gerber war. Das Abwerben der Kunden war strenge verboten. In es sollte sogar eine von einem Meister bereits geschwärtzte Haut von einem andern nicht mehr verarbeitet werden.

Zu den Handwerkerversammlungen hatten die Mitglieder in Mantel und Kragen zu erscheinen; während derselben aber hatten sie ein anständiges Verhalten zu beobachten.

Die Zahl der Lehrlinge und Gesellen, die ein Meister haben durfte, war genau vorgeschrieben. Einen neuen Lehrling sollte der Meister erst wieder drei Jahre nach der Lediggählung des früheren aufnehmen, um einer Ueberzählung des Handwerks vorzubeugen. Im ganzen durfte ein Schuhmachermeister nur zwei Stühle besetzen, d. h. einschließlich eines Lehrlingen nur zwei Arbeiter beschäftigen. Die Landmeister hatten am allgemeinen Jahrtag zu erscheinen und allenfallsige Beschwerden nach Beendigung des Gottesdienstes vor offener Lade durch das Handwerk bereinigen zu lassen. Der Riß und Lederchnitt stand den Rotgebern allein zu. Nach diesem hatten sich, wenn er von den Geschaumeistern und dem Magistrat genehmigt war, auch diejenigen auswärtigen Lederer zu richten, die die Landsberger Jahrmärkte besuchten.

Wenn eine Witwe einen Gesellen brauchte, so hatte ihn der betroffene Meister abzulassen. Der betreffende Geselle durfte sich nicht weigern, einzutreten, wenn er nicht auf 14 Tage die Stadt verlassen wollte. Ohne Strümpfe und Schuhe durfte kein Meister bei Strafe ins Handwerk oder in die Kirche gehen oder auf der Straße sich blicken lassen. Wer sich des Handwerks Strafe nicht fügte, dem wurde das Handwerk niedergelegt, bis er gehorchte. Wenn sich eine Witwe mit einem Gesellen in ein sträfliches Verhältnis einließ, ihn aber dann heiratete, oder wenn ein Geselle oder ein verwitweter Meister eines Meisters Tochter verführte und dann heiratete, so konnte zwar das Handwerk die Schulbigen bestrafen, allein es sollte damit dem „obrigkeitlichen Einsehen nichts benommen“ sein.

Für die Metallarbeiter waren die Vorschriften verschieden. Bei den Hufschmieden und Wagnern betrug die Lehrzeit zwei, bei den Schlossern, Büchsenmachern, Sporern, Uhrmachern, Nagel-, Huf- und Waffenschmieden drei, bei den Kupfer- und Messerschmieden vier Jahre. Zur Aufnahme war eheliche und ehrliche Geburt erforderlich. Die Wanderung dauerte für Einheimische zwei, für Auswärtige drei Jahre. Meistersöhne wurden vom Wandern durch den Rat dispensiert, wenn der Vater krank oder gestorben war, so daß der Sohn die Werkstatt zu vertreten hatte. Die Hufschmiede hatten als Stücke einen neuen Wagen mit Zugehörungen und ein Roß mit vier neu geschmiedeten Eisen zu beschlagen. Die Wagner mußten einen neuen Wagen mit zwölf Speichen, einen neuen Karren und einen neuen Pflugkarren machen. Die Schlosser hatten in 6-8 Wochen ein Thür-, Truben- und ein Markttschloß zu fertigen. Von den Messerschmieden forderte man ein Seitengewehr, einen „Weidner“ „zwei Kredenz in einer Scheide und zwei Messer samt einer Gabel darin“. Die Sporer hatten ein ganzes Pferdegebiß, ein Paar Sporen und einen Stegreif zu machen. Von den Büchsenmachern war verlangt: ein Feuerschloß mit zwei Hahnen, dessen

Rad dreimal umging, und auf jedem Hahn drei Durchbrüche und vier darauf gestochene Gesichter. Die Uhrmacher machten auf ein Zifferblatt sechs Zeiger, in die Mitte einen römischen samt einem Minutenzeiger, untenher an die Ecken einen Stunden- und Viertelzeiger, auf die zwei oberen Ecken die sieben Planeten und die Monatstage. Die Nagelschmiede mußten 200 flache Dünnnägel, 200 runde Dünnnägel, 1100 Krämernägel und 1500 kleine Kartetschnägelchen in vier Tagen fertig bringen. Die Kupferschmiede mußten wie die Seifensieder ihre Meisterstücke zu Münzen machen.

Die Kleinuhrmacher dangen ihre Lehrlinge nach fünfjähriger Probezeit erst auf drei und später auf vier Jahre. Die Meisterstücke mußten „die Verrichtung“ tun und die ganze Viertel- und halbe Viertelstunde repetieren und dabei solle auch „die stille Reption“ sein.

Die Gebühren, die für die Meisterstücke bezahlt werden mußten, bestanden in 24 Kr. Handwerksberufungsgebühr, dann zahlten die Hufschmiede 1 fl. 8 Kr. 4 Hl. in den Handwerkschrein, dem Meister, bei dem sie die Stücke machten, 4 Schilling, den Berordneten 8 fl. So war es im wesentlichen auch bei den übrigen Metallarbeitern. Die Kleinuhrmacher zahlten 5 fl. zur Lade, dem Handwerkskommissär und den vier Geschaumeistern noch für dreimalige Gehalt besonders je 30 Kr. Für die Besichtigung der Meisterstücke auf der Herberge zahlte der Stückermeister dem Kommissär abermals 1 fl. und dem Magistratsdeputierten 1 fl. 36 Kr. Hatte er bestanden, so zahlte er, wenn er Meistersohn war oder eine Meisterstochter oder Meisterswitwe heiratete, 8 fl., und wenn er fremd war, 12 fl. Eintrittsgeld zur Lade.

Die Müller waren laut Artikel 10 der Bäckerzungen vom Jahre 1680 der Bäckerinnung eingegliedert, hatten jedoch seit 1728 ihre eigenen Satzungen. Die Bedingungen der Lehrlingsaufnahme waren denen der übrigen Handwerker in dieser Zeit gleich. Die Lehrzeit betrug drei Jahre und es wurden zwei Bürgen für die richtige Erziehung derselben verlangt. Der Lehrling mußte vor den Führern und dem Mühlrichter auf die Ordnung schwören. Pflichtvergesene Lehrmeister wurden von den Führern und im Notfall vor dem Amtsbürgermeister verklagt. Unter Umständen wurden sie mit der Aufhebung des Handwerks bestraft. Aber auch der Lehrknabe konnte sich mit seinen Bürgen gegen einen pflichtvergesenen rohen Meister bei den Führern und im Wiederholungsfalle beim Rat beklagen, und er konnte nötigenfalls einem andern Meister übergeben werden.

Nach Ablauf der drei Lehrjahre erfolgte auch hier die Ledigzählung. Die Meisterstücke der Müller, die unter Beziehung eines Bäckermeisters zur Prüfungskommission gemacht werden mußten, umfaßten folgende Arbeiten: Machen und Aufschlagen eines neuen Geschäufels auf ein Rad, Neulämmen eines inneren Rades, Legen und Abdrehen eines neuen Gangsteins, eine Mühle zum Schro. hauen, die Mühle richten und den Kern oder Weizen aufschütten. Diese Stücke mußten bei einem Meister in vier Wochen gemacht werden. An Gebühren hatte der bestandene Stückmeister 3 Taler zur Stadt und 3 Taler zur Lade zu entrichten, Aufnahmegebühr 12 fl., jedem Führer 1 fl., den Kommissären je 1 fl., einem Führer der Bäcker und Melber 20 Kr. Meistermahle, Suppen usw., wodurch einem angehenden Meister große Kosten erwuchsen.

Das Schneiderhandwerk durfte nur von solchen Personen ausgeübt werden, die „häuslich darin saßen und eigenen Rauch hatten“ (ein eigenes Haus) und der Schneiderzunft angehörten. Ein lediger Schneidersknecht durfte bei Vater oder Mutter das Handwerk nur ausüben, wenn er zuerst die vorge schriebenen Meisterstücke geschnitten und gemacht hatte. Ohne Bestehen der Meisterprüfung durfte niemand das Geschäft selbständig betreiben. Kein jüngerer Meister sollte einen Knecht in seinem Namen arbeiten lassen, ohne daß er tatsächlich der in seinem Brote stehende Knecht war. Als Gebühren für die Meisteraufnahme wurden bestimmt: ein halbes Pfund Wachs für die Erlangung der Zunft und jeztzig Pfennig für Gewährung des Meisterrechtes. Als straffällig galt auch derjenige Kunde, der bei einem Stümper arbeiten ließ. Diese Bestimmungen wurden in dem von Herzog Albrecht im Jahre 1486 gewährten Statut nicht geändert. Letzteres wurde auch durch die Her-

zöge Wilhelm und Ludwig im Jahre 1518 ihrem ganzen Inhalte nach bestätigt.

Zur Ausübung des Krämergewerbes war die Aufnahme in die Zunft, das Bürgerrecht und die Bewilligung zur Betreibung der Krämerei erforderlich. Als Aufnahmegebühr mußten 10 Pfennig in die Zunftbüchse, 2 Pfennig Wachs zum Altar, 8 Pfennig zur Stadtkammer und 1 Pfennig an den Vorsteher der Zunft entrichtet werden. Witwen, Söhne und Töchter von Handelsleuten und Krämer zahlten die Hälfte. Zur Wahrnehmung der Interessen der Zunft wurden zwei Vorsteher auf zwei Jahre gewählt; im dritten Jahr konnte einer ausscheiden und ein neuer für ihn gewählt werden. Der jüngste Zunftgenosse hatte die Verrichtung des Zunftdieners zu übernehmen. Jeder Krämer und Handelsmann mußte verehelicht sein, wenn er nicht im Witwenstand lebte. Gegenstände des Handels und der Krämerei waren alle althergebrachte Waren mit Ausnahme des Eisens und der Huckerwaren wie wollene Tuche, Sammt, Seide, wollene und halbwollene Zeuge, feine und grobe, gefärbte und ungefärbte Leinwand, Kölnisch, Zwilch, Fäden, Bänder, Borten, Spitzen und Knöpfe, ferner Zucker und Spezereiwaren. Auch gelbes und weißes Wachs zu spinnen, zu gießen und feilzuhalten war ihnen gestattet. Das Hausieren mit Krämereiwaren war bei Strafe der Wegnahme der Gegenstände verboten. „Welsche Früchte“ durften nur auf einer Bank am Rathaus feilgeboten werden. Gestoßenes Gewürz wie Pfeffer, Ingwer, Safran, Zimmt und Nelken durften an den Jahrmärkten nur von den einheimischen Kaufleuten verkauft werden, während die auswärtigen das Gewürz in ungestoßenem Zustande veräußern mußten. Maß, Gewicht und Waren wurden mindestens quartalsweise von den zwei Zunftvorstehern und einem Ratshern kontrolliert. Der Verkauf außer dem Hause war nur an den Jahrmärkten gestattet. Den Handwerkern war verboten, ohne besondere Erlaubnis des Rates die Krämerei als Nebengeschäft zu betreiben. Die Schneider durften Seide, Spitzen, Borten, Knöpfe usw. nicht an ihre Kunden verkaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Naturlandschaft des Mittleren Lechrains innerhalb der Bezirksämter Landsberg und Schongau

A. Micheler Landsberg
(Schluß)

Sie sind zugleich Eingangstore von der Schotterebene in den unruhigen Pulsschlag des Moränenlandes und als solche mit ihren trichterartig sich verengenden und an Höhe und Steile zunehmenden Talflanken die Auswirkung eines ehemals hohen, aber schon auf kurze Strecke verflachenden Flußgefälles. Einige Schulbeispiele dieser sogenannten Trompetentälchen liegen bei Pischlach südlich Böbing, zwischen Rinsau und Hohenfurch westlich der Bahn, bei Kurzenried und besonders schön in der Umgebung von Lengfeld und Hoffstetten. An den ungeheuren Geröllmassen des Lechtals selbst eröffnen sich bei vergleichender Ueberschau eine Reihe immer wiederkehrender Erscheinungen, fast ausnahmslos folgen die Siedelungen dem Grundwasserstrich am Fuße der Schotterstufen — ein besonders hübsches Beispiel ist Rinsau, das sich längs zweier Quelladern übereinander baut — und nicht selten blinkt auf den jüngeren Terrassen der blanke Kies aus dürrtiger Humustrume, über die der Vorfrühling und Frühsummer köstliche Kränze herrlicher Heidepflanzen legt. Von Rinsau ab über Espach grenzen sich die Geröllfelder noch hoch und steil voneinander ab, treten aber gegen Norden mit ihren Rändern immer weiter voneinander und vorrücken zuletzt schon unterhalb Kaufering zu der weiten Ebene des Lechfelds. Die großen Talweitungen des Verlorene Baches nordöstlich Landsberg und jene des Paartales bei Kallenberg sind ein Werk würmezeitlicher Schmelzwasser, die gerade hier im weichen Glinz ihre zerstörende Kraft entfalteten konnten. In kleinerem Ausmaße wiederholen sie das geologische Bild des Dachauer und Erdinger Moores — zahlreiche Grundwasseradern entströmen — nunmehr in festen Gräben gefaßt — den von Süden her sich ausströmenden Talshottern und höhere wahrscheinlich seenartige

Grundwasserstände jetzt auf dem Staulager des Flinges größere Mengen festen und lockeren Kalktuffes ab, wobei zugleich die Pflanzenwelt mächtige Torflagerstätten aufbaute.

Zu diesen Kleinformen, die aber wesentlich für den Werdegang der Landschaft sind, fallen an den flachen, geböschten Rändern der Moränen unregelmäßig geformte, zuweilen geradezu trichterartige Kessel auf. Ihre Herkunft verdanken sie dem in Schollen sich auflösenden Eisrand. An diesen zumeist feldartig vereint liegenden Schmelzgruben geht die Moräne in die stets dazu gehörige Schotterflur über. Am besten sind sie z. B. im Zuge der Moräne von St. Ottilien, in der Umgebung von Hoffetten, sowie bei Schwarzenbach östlich der Wies, dann südlich Rinsau an der Stirne der äußersten Vechgletschermoräne und bei Böbing ausgeprägt. Auf einen ähnlichen Vorgang sind südlich Bernbeuren bei Ried, westlich Kirchberg (Gemeinde Wildsteig), im Eichenbachbecken bei Burggen und Unterfinning schmale engbegrenzte Schotterplatten zurückzuführen. Sie lehnen sich schulterartig an die umgebenden Moränenwälle an und fallen steil gegen nasse, heute von Flachmooren bedeckten Gletscherwannen ein. Sie zeichnen demnach den einstigen Umriß größerer bewegungslose gewordenen Eisplatten nach, die bei ihrem endgültigen Abtauen sich örtlich umschotterten.

Eine Besonderheit für den Schongauer Bezirk ist der längstverschwundene jogenannte Vechbruder See. Er erfüllte das Umland des Vechs von Prem bis Riesen mit einer Spiegelfläche von etwa 25 Quadratkilometer und 5 Kilometer größter Breite zwischen Sandgraben (Steingaden) und Vechbruck. Zu seinen Ablagerungen gehören zähe, graue schwachgebänderte Letten, die in tiefen Wasserrißen und im Untergrunde der Moore zum Vorschein kommen, so bei Burggen an der südlichen Kirchenmauer und südlich der Dessau vom Vechsteilhang ange schnitten werden. Ebenso hieher zu zählen sind gutgewaschene Schotter, die in ihrer Schrägschichtung die einstmalig vielverschlungene Uferlinie festhalten (Bällenburg bei Bernbeuren, Burggen, Riesen, Urpring und Steingädele). Das Land glich damals einer weitverzweigten Seenplatte ähnlich jener der heutigen Osterseen südlich Seeshaupt. Da und dort lagerte das endgültig sich zurückziehende Eis größerer Geröllmassen schräg in einzelne Stauwasserbecken ein. Es sind dies die jogenannten Abschmelzschotter, wie sie gerade im Landsberger Bezirk bei Obermühlhausen, Unterwindach, besonders schön zu sehen sind.

So gesehen, stellt der Formenreichtum der letzten Eiszeit kein bloßes Neben- und Aufeinander dar. In strenger Gesetzmäßigkeit drückt das fließende Wasser und das ehemals gleitende Eis dem Landstrich beiderseits des Vechs seinen Stempel auf. Die Entwicklung der heutigen Landschaft ist trotz ihrer urgrauen Geschichte nicht abgeschlossen. Zahlreiche Bergschliffe, unterkühlt von blockführenden Rumpfen, reißen Kerbe um Kerbe in das scheinbar mauerartig festgefügte grüne Vorgebirge und weisen über Schutt-, Stein- und Trümmerhalben den Weg in die dämmerige Wildnis von Wald und Gesträuch. In steilem Gefälle führen Vech und Ammer die Wasser gegen Norden und veranlassen ihre Zuzüge zu tiefen Einschnitten, wofür das Steilufer des Vechs und die Enach bei Böbing schöne Beispiele bieten. Die weichen lehmigen Verwitterungsrinden der Schotter und Grundmoränen sind der auswaschenden Wirkung der größeren Niederschlagshöhe längs des Alpenrandes leicht zugänglich und gleichen damit die Höhen und Tiefen der Landesoberfläche allmählich aus. In ähnlichem Zusammenhange, allerdings mehr von der Schwerkraft beeinflusst, stehen schmale Hügelrippen, wie sie die untere Hälfte des Vechsteilhanges örtlich oberhalb Mundraching, bei Sandau und unterhalb Kaufering bis Kaltenberg begleiten. Von der wuchtenden Last überliegender Schottermassen herausgedrückt, wird der weiche, leicht aufquellbare Fling zu einer weiteren Gefahr insofern, als dauernde Hangbewegungen — sichtbar an den krumm nach obenstrebenden Buchen- und Fichtenstämmen — öftere Quellverlagerungen und stete Unterhöhlung der Nagelfluhwände zur Folge hat. Mensch, Tier und namentlich die dicke Pflanzendecke arbeiten hierin in gleichem Sinne und schaffen im Vereine mit dem Klima die Verwitterungsdecke, deren verschiedenartige Beschaffenheit als sog. Böden die eigentliche Grundlage und Vertei-

lung der Kulturdecke bestimmen. Der lockere, grobsteinige Schuttgrund der Moränen und Schotter steht mit dem kalkreichen Untertheil ihrer Verwitterungsrinde in scharfem Gegenjag zu dem sauren, kulturfeindlichen Boden der Hochmoore. Wasserstauend und vernäsend wirken die steinig-lehmigen Böden der Grundmoräne im Südteil des Schongauer und in der Osthälfte des Landsberger Bezirke (Gegend um Rott und Dießen). Das voreiszeitliche Baugerüst der Landschaft ist überall vom Schutte der Gletscher überkleidet und tritt nur an wenigen Stellen blank, dann aber scharfgratig, zutage, so am Hinter- und Vordergründl, auf der Egge bei Urpring, Zugauersee und westlich Nachsee, Gemeinde Bernbeuren. Wo reine Quarzlandsteine oder Quarzgeriese, wie am Südhang des Hohenpeißenberges (Ortsteil Fischen!) ausbeizen, bilden sich seltener, dafür aber um so lehrreichere Bodenprofile heraus, die als sog. Rohhumusböden trefflichen Einblick in chemische Auslösungen und Anlagerungen geben. Dieser feinzerriebene Quarz wurde früher zur Glasmacherei gewonnen, ebenso waren einst die voreiszeitlichen (alttertiären!) Sandsteine der Bausteinzone, der bunten Molasse, von wirtschaftlicher Bedeutung. Die höhlenähnlichen Steinbrüche an der Schnalz, auf der Südseite der Echelsbacherbrücke, wach letztere eine tüchtige Fremdenverkehrswerbung zum Range einer Teufelsöhle erhoben hat, dann die Brüche am Schnaitberg, Vordergründl, Steingaden, Eßberg, Wildsteig (Straße von Unterogg nach Unterreithen) usw. zeugen noch heute davon. Bei Dießen baute man festen Kalktuff ab, in seiner lockeren Beschaffenheit (sog. Alin- und Seekreide) grub man ihn früher bei Schwabjoien, Weil, Eichenlohmühle bei Buchloe, Winkl und Prittriching, massive Kalknagelfluhe gewann man im Sachjenriederforste und neben zahlreichen Kleinbäuerlichen Betrieben wird der Torf nur bei Peiting im großen dem Boden entnommen.

Gegenüber dem Stein als formbildenden Element, bedingt erst die Pflanzenwelt die natürlichen und weithin auffallenden Züge im Antlitz der Landschaft. Sie erst bringt Farbe und Bewegung, läßt Dichter, Maler und dem stillen Wanderer den Boden zur Heimat werden. Auch hierin können wir ihr nur in größten Umrißen folgen. Schon auf der Karte lassen sich die weitgeschwungenen Bögen der Moränen und die langdahingezogene Rücken des voreiszeitlichen Felsgerüstes durch ihre einheitliche Waldabdeckung leichtlich ablesen, wie auch die Moore die wasserstauende Wirkung der Grundmoränen und der damit ausgekleideten ehemaligen Gletscherbecken kennzeichnen. Schwere Linden, dickstämmige Eichen, viele Buchenwälder, teilweise mit Tannen und Eiben gemischt (Peißenberg Nordseite, Schnalz, Auerberg, Echelsbacherbrücke usw.) sind gerade für den mittleren Vechrain eine häufige Zierde, um die das düstere Grün der viele Moore einen ernsten und feierlichen Rahmen zieht. Für den Schongauer Bezirk wurden sie bereits in einer früheren Nummer des „Vechislandes“ örtlich beschrieben, für Landsberg sind es die Eichenwaldreste nordwestlich Unterigling, im Seeholz bei Rieden am Ammersee und die herrlichen, großräumigen Buchenwälder in der Umgebung St. Ottiliens und Dießens. Wer aber besondere Köstlichkeiten der Vechrainlandschaft genießen will, steige von Ramsau bei Peiting zu den schmalen Pfaden des Ammertales hinunter, die ihn beiderseits des Flusses bis in die Nähe Rottenbuchs führen. Eiben, Alpenrosen, Aurikeln, wuchernder Wachholder, Schneeheide und am unmittelbaren Ammerbett eine Fülle alpiner Gäste werden sein Suchen reichlich belohnen. Die Schnalz und engere Umgebung der Echelsbacherbrücke stehen hierin vornean und wer in den grünen Auen längs der Vechweitungen und ihrer Ränder gewandert, wird des Ruhmens ob all der malerischen Eindrücke, der ungezählten Weit- und Tiefblicke kein Ende finden. Das ist keine Uebertreibung, so wenig wie eine Schau vom Peißenberg und Auerberg an söhnigen Frühlings- und Herbsttagen vergessen werden kann und der farbige, duftige Reichtum herbstlicher Moore und frühlingsschöner Heidestriche den Wanderer mit wunderbaren Bildern überschüttet. Hierin steht der Mittlere Vechrain um nichts den anderen Flüssen der Hochebene nach, ja übertrifft sie an landschaftlicher Steigerung, an dem süßlichen Wechsel der Szenerien, der von der Malschlucht weg bis unterhalb Landsberg hier seinen Höhepunkt längs des Vechlaufes erreicht.



Illustrierte Monatschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg“.

Begründet v. Stud.-Rat u. Stadtarchivar F. J. Schöber + Landsberg; Beiträge an Hanns Frank, Stadl.

Verantwortlicher Schriftleiter:
Dr. H. Ulfamer in Landsberg a. L.

Beilage zur „Landsberger Zeitung“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne
Genehmigung der Schriftlfg. verboten

Nr. 4

36. Jahrgang

1939

Beiträge zur Vorgeschichte des Bezirkes Landsberg a. L.

Hanns Frank-Stadl

(Schluß)

Wichtige Funde wurden bei Oberfinning gemacht. Schon 1842 hat man hier Reihengräber gefunden. 1905 stieß man wieder auf solche in einer Riesgrube am Ortsrand. Drei Bronzearmringe kamen in die Münchener Sammlung, einer nach Mainz ob seiner Eigenart. Man hatte zwei Gräber aufgedeckt, ein Frauen- und ein Männergrab. Ein Sporn und eine Gürtelschnalle wurden noch beigebracht, dagegen blieben der Schildbuckel und eine Schere verschwunden. Bei genauerem Nachgraben konnte noch ein Grab geschürft werden, das einige Eisenreste enthielt. Wichtiger war der 1906 gemachte Fund einer Wohnstelle. Sie befand sich gegenüber dem Reihengräberfeld. Es war ein Wohnplatz mit einer Feuerstelle von 2,5 Meter Durchmesser und 10 Zentimeter dicker Kohlenschicht, welche in einer Tiefe von 1,5 Metern zum Vorschein kam. Im Aushube fanden sich eine Menge Tonscherben. Daraus ließ sich noch ein Seihergefäß zusammensetzen. Dabei lag auch ein Wehstein, einige Eisenklumpen, ein Stück Bronzestab, Lehmknollen und Tierknochen. Allerdings ließ sich daraus noch keine genauere zeitliche Bestimmung festlegen.

Oberschondorf am Ammersee weist in seinem Fundort eine besondere Eigenart auf. Während nämlich sonst die Reihengräber meist außerhalb der Ortschaft, wenn auch in der Nähe, sind, fand man 1886 im jetzigen Dorffriedhof bei der Aushebung von Gräbern germanische Fundstücke. Es war eine eiserne Lanzenspitze und ein Sax. Wertvoll war der Fund von einem Paar Ohrringen aus Silberdraht. Letztere kamen in die Sammlung des HWD., der Sax in Privatbesitz.

Eine Fundnachricht aus der Nähe von Pöfßing erscheint etwas unglaublich. Es handelt sich auch um Ohrringe, aber aus Bronze, die in der Sammlung des HWD. sich befinden. Die Fundstelle selbst ist nicht bekannt.

Bedeutender ist der Fund in einer Riesgrube in der Nähe von Pöfßing. Schon 1871 kamen zwei Zierknöpfe aus Bronze in die Vereinsammlung. Die Bronze war ornamentiert. Der Durchmesser des Knopfes betrug 16 Millimeter. Zintgraf schenkte noch vier eiserne Schwertklingen und eine Messerklinge. Nach dem Fundbericht lagen die Schwerter an der linken Seite der Skelette, während sich rechts ein kurzes Messer befand. 1876 kamen noch ein Schildbuckel, zwei Schwerter und ein Messer hinzu. Von den vier Schwertern hatte eines eine tiefe Blutrinne, ein

anderes eine umgebogene Angel zur besseren Befestigung am Griffholz. Ein zweischneidiges Schwert war 5 Zentimeter breit. Von den Messern hatte eines eine Länge von 35 Zentimeter. Für das Pferd gehörte ein Sporn mit kurzem Hals. Zu bemerken ist, daß man um diese Zeit immer nur einen Sporn benützte. Auch eine Trense war dabei. Unklar ist noch der Zweck eines ebenfalls gefundenen großen Bohrers. An Schmud fand sich neben Zierknöpfen, einer römischen Münze und Glas und Tonperlen etwas ganz Besonderes. Der damalige Stadtmagistrat schenkte 1880 auch zwei goldene Ohrringe. Die feine Arbeit erregte bei den Besuchern der Münchener Staatssammlung große Ueberraschung und Bewunderung.

Pürgen schickte 1873 ebenfalls einen eisernen Sporn nach München. Er hatte einen kurzen Hals und wurde auf Hochadern gefunden. Brittriching steuerte erst 1933 zur Staatssammlung Fundstücke bei und zwar ein großes Messer und einen unbestimmbaren Eisengegenstand.

Ins Nationalmuseum kamen 1881 Funde aus Rott. In einer Riesgrube hatte man zwei Saxe gefunden. Sie hatten eine Länge von 56 und 49 Zentimetern und eine Breite von 4 bis 5 Zentimetern. Ob Skelette aus Sandau der Reihengräberzeit angehören, läßt sich nicht mehr feststellen. In Scheuring fand man 1879 im Garten des Hauses Nr. 15 ein Skelett mit einem zweischneidigen Schwert und Tonperlen. Im Museum zu Landsberg befindet sich eine Speerspitze jener Zeit, die man bei Spötting gefunden hat. Im Schlegelwalde bei Stoffen fand man eine Eisenlanze, einen Wurfspeer und einen Stachelsporn mit 4 Zentimeter langem Hals. Aus den Reihengräbern bei Utting hat sich der Schwertknopf eines Sax erhalten.

Der neueste Fund aus jener Zeit stammt aus Thaining. Da er im Rahmen einer größeren Arbeit von Herrn Universitätsprofessor Zeiß noch eine genauere Beurteilung erfahren wird, wollen wir uns hier nur auf die Fundangabe und einige Fundumstände beschränken. Im Oktober 1937 fand man beim Wasserleitungsbau in Thaining an der „Theatergasse“ mehrere Gräber. Sie enthielten einen Sax, eine Schere, ein Messer, drei Pfeilspitzen, eine Eisenschnalle, Riemenzungen, zwei einreihige Hornkämme, eine sehr schöne Bronzeblechschüssel, einen gerippten grünlichen Glasbecher und rote Perlen. Ueber die Bedeutung dieses Fundes wollen wir nach Erscheinen der angeführten Arbeit berichten.

1892 wurde aus einer Riesgrube am Südennde des Dorfes Wallshausen von Herrn Zintgraf ein Scramasax dem HWD. übergeben.

Einer der ersten und schönsten Funde stammte aus Westerschondorf. Schon 1866 stieß man beim Straßenbau auf Reihengräber. Sie enthielten ein- und zweischneidige Schwerter, eine Lanzenspitze, einen silbertauschier- ten Gürtelbeschlagn, einen kegelförmigen Schildbuckel, Messer und Trensenreste. Die Schwerter waren 64 und 77 Zentimeter lang. Einmalig sind die dabei gefundenen Streitärte von 14 Zentimeter Länge.

Windisch hatte auch seine Reihengräber. Doch wurden sie beim Anschneiden nicht weiter beachtet. Sie befanden sich östlich der unteren Mühle. Erhalten hat sich davon nur ein Langschwert von 75 Zentimeter mit einer Griffangel, das von Herrn Selzam dem H. B. D. geschenkt wurde.

Wenn wir die Mehrzahl unserer Funde mit anderen Reihengräberfunden vergleichen, so fällt auf, daß die unserer Gegend nicht besonders reich sind. Es hat sich also um eine Bevölkerung gehandelt, der der verhältnismäßig farge Boden keine großen Besitztümer gab. Eine Frage wollen wir in unserem Aufsatz noch offen lassen. Wir können nämlich aus diesen wohl zahlreichen, aber leider nicht immer genau untersuchten Funden nicht eindeutig feststellen, um welchen germanischen Volksstamm es sich gehandelt hat. Wir wissen nicht sicher, ob es Alamannen oder Bajuwaren waren. Vielleicht läßt sich später darüber noch einiges berichten.

Mit dieser Zusammenstellung schließen wir nun die Beiträge zur Vorgeschichte des Bezirkes Landsberg ab. Es handelte sich bei diesen Aufsätzen weniger um Gestaltung neuer Ergebnisse oder um neue Forschungen, sondern nur um die Zusammenstellung des vorhandenen, leider sehr weit verstreuten Stoffes. Allerdings konnten verschiedene handschriftliche Quellen, die nur sehr ungünstig erreichbar im Archiv des Historischen Vereins für Oberbayern liegen, nicht benützt werden. Ebenso war es nicht möglich, die Funde selbst in Augenschein zu nehmen, da die Vorgeschichtliche Staatsammlung zur Zeit umgeordnet wird. Ein weiteres Ziel ist, wenn es irgendwie möglich, diese vorgeschichtlichen Funde für unser neuzugestaltendes Heimatmuseum zu erwerben. Vielleicht läßt es sich schon eher ermöglichen, wenigstens einige Sachen im Bilde zu zeigen.

An unsere heimatlichen Leser und besonders diejenigen auf dem Lande richten wir die Bitte, bei Grabungen irgendwelcher Art auf eventuelle Funde zu achten und sie sofort beim Landrat zu melden. Dadurch kann jeder mithelfen am Werk unseres heimatlichen Geschichtsbildes. Die Bedeutung der Vorgeschichte stellte der verstorbene Gau- leiter und Minister Hans Schemm mit folgenden beherzigenswerten Worten fest: „Das Wissen um unsere germanischen Vorfahren ist der beste Ansporn, unserem Volke in treuer Pflichterfüllung zu dienen.“

Das Zunftwesen in Landsberg

Von Adalbert Mater

(Schluß)

Durch das Reichsgeleß vom 16. August 1731 wurde eine Reform des Gewerbewesens herbeigeführt. Hierdurch wurden die Zunftauswüchse teilweise beseitigt, das „Austreiben“ der Gesellen wurde verboten, den Gesellen auch die Gerichtshaltung untersagt, die Mißbräuche bei der Gesellenprüfung abgeschafft und durch Einführung der „Kundschaft“ eine stetige Kontrolle der Gesellen eingerichtet. Die Zusammenkünfte der Zunftgenossen ohne Vorwissen der Obrigkeit wurden verboten, der Begriff der unehelichen Geburt wurde eingeschränkt usw.

Unter dem Einfluß dieser Bestimmungen entstanden nachfolgende Statuten der Landsberger Zünfte: der Huf- ler 1751, Schuhmacher 1775, Schneider 1776, Weber 1776, Wagner 1777, Metzger 1777, Schmiede 1777, Schäffler 1778, Bäcker 1778, Zimmerleute 1779 und Maurer 1779. Feierabend war im Winter um 4 Uhr und im Sommer um 6 Uhr. Die Anmeldung zur Meisterprüfung setzte eine Handwerksberechtigung voraus und erfolgte bei den Führern, die den Meisterkandidaten beim Handwerkskommis- sär und beim Rat anzumelden hatten. Von den Erforder- nissen der ehelichen und ehrlichen Geburt wie der Erste-

hung der vorgeschriebenen Lehr- und Wanderjahre konnte unter Umständen Befreiung erwirkt werden. Nichtbestan- dene Kandidaten durften sich nach Umfluß eines Jahres neuerdings melden. Mahlzeiten und Zechereien aus An- laß der Meisterprüfung waren verboten. Der neue Meister brauchte keine Meisterstochter oder Meisterswitwe zu hei- raten, ja er konnte sogar unverheiratet bleiben. Zu Füh- rern waren alle drei Jahre befähigte Mitglieder der Zunft zu wählen und die Gewählten hatten dann den Eid auf die Statuten zu leisten. Von den Führern waren alle Ein- nahmen und Ausgaben gewissenhaft vorzunehmen und zu verrechnen. Unnötige Zehrungen hatten zu unterbleiben. Uebertrat ein Meister oder Geselle in oder außer dem Handwerk die Statuten, so war er vom Handwerk zu be- strafen. Zu den Handwerksversammlungen hatte jeder Meister bei Vermeidung einer Strafe von 34 Kr. 1 Pfennig bis 1 fl. 8 Kr. 2 Pfennig rechtzeitig zu erscheinen und da- bei ein anständiges Verhalten zu beobachten. Bestellte Ar- beiten mußten bei Vermeidung obrigkeitlicher Abndung zur bestimmten Zeit fertig gestellt sein. Den Meistern war es freigestellt, Lehrlinge und Gesellen in beliebiger Zahl aufzunehmen. Eine Warenschau sollte von den geschwo- renen Führern und Beschauern wenigstens alle Monate unvermutet vorgenommen werden. Die Uebersehung des Handwerks sollte bei Todesfällen auf Antrag der Orts- obrigkeit durch den Polizeirat abgestellt werden. Das Aufkaufen von Gerechtigkeiten war verboten. Alles so- genannte Schmähen, Auftreiben, Unredlichmachen, Nieder- legen des Handwerks war gänzlich verboten und wurde bestraft. Gesellen, die der Trunk- und Spielsucht, dem Müßiggang und der Unsittlichkeit fröhnten, sollten vom Meister beurlaubt werden. Die Lade der Gesellen wurde für aufgehoben erklärt und bestimmt, die üblichen Beträge seien entweder in die Meisterlade oder in die Gesellen- büchse zu leisten. Fremde Gesellen hatten auf der Her- berge einzufahren und bei dem Meister, der zu oberst auf der Tafel stand, wenn er ihn zuerst um Arbeit ansprach, 8—14 Tage zu dienen und dann sich auf ein Vierteljahr zu verdingen. Nach bestandener Lehrzeit konnte der Ge- selle entweder bei seinem oder einem anderen Meister 8 bis 14 Tage probeweise arbeiten; dann aber mußte er sich auf's nächste Ziel verdingen und konnte von nun an gleich anderen Gesellen niemals ungestraft unter der Zeit austreten. Herbergsvater und Herbergsgesell durften im Winter nur bis 8 und im Sommer bis 9 Uhr beisammen sein und mit Bier und Essen versehen werden. Der blaue Montag war gänzlich verboten. Gesellenaufstände wurden in geringeren Fällen mit 1 fl. 8 Kr. 2 Pfennig vor der Lade, in größeren aber von der Ortsobrigkeit mit Ein- sperren usw. geahndet. Das Auflagegeld war nach Höhe und Zeit dem Herkommen gemäß einzubehalten. Wenn fremde Gesellen nicht durch das Tor eingelassen wurden, so hatte der Herbergsvater die Pflicht, sich ihrer anzuneh- men. Das Spielen außer der Herberge war den Lehr- jungen verboten und auch auf der Herberge nur um den Betrag eines Pfennigs gestattet. Uneinigkeiten zwischen Meistern und Gesellen sollten vor den Führern und dem Altgesellen oder nötigenfalls von der Ortsobrigkeit bei- gelegt werden. Für erkrankte Brüder hatte der Alt knecht mittels der Gesellenbüchse zu sorgen. Gestorbene Brüder mußten von allen Gesellen und Lehrlingen zur letzten Ruhe geleitet werden. Der Alt knecht hatte die Statuten bei Strafe zu vollziehen.

Durch die Gewerbeordnung vom Jahre 1804 wurde aller Zunftzwang der inländischen Gewerbe gegen einan- der aufgehoben. Der Bierzwang fiel im Jahre 1805 durch eine Spezialverordnung. Den Ärzten und Chirurgen wurde erst 1808 das ausschließliche Recht zur Behandlung der Patienten ihres Wohnortes genommen. Den sogenann- ten Bannrechten ging man schon in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts energisch zu Leibe. Weniger nachdrücklich ging man gegen die radizierten und real- en Rechte vor. Im Jahre 1804 wurde bestimmt, es soll- ten von nun an nur mehr persönliche Gewerbeberechtig- teiten verliehen werden. Die bestehenden durften nur an gewerbskundige Personen vergeben werden. Jede Art der Veräußerung bedurfte der obrigkeitlichen Genehmigung. Als Preis war die Höhe eines Entgeldes festgesetzt, das der Besitzer selbst seinerzeit für das Realrecht gezahlt hatte.

Mit dem Gewerwesen hängt das Niederlassungswesen eng zusammen. Dieses aber wurde durch Gemeindegesetz vom Jahre 1808 nach Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern wesentlich verändert, indem die neugeschaffenen Landgemeinden unter direkte staatliche Leitung gestellt wurden. Das im Jahre 1813 erlassene Judenedikt ordnete auch die Zulassung der Juden zur Ausübung der Gewerbe an. Der Staat zog also in dieser Zeit so ziemlich die ganze Gewerbepolizei an sich. Mit besonderer Aufmerksamkeit wandte er sich dem althergebrachten obrigkeitlichen Tarnwesen zu. So wurden die Preise des Bieres, Ochsenfleisches, Mehles und Brotes sowie der Taglohn der Maurer, Zimmerleute, Handlanger usw. festgesetzt. In Bezug auf die Ausbildung der Gewerbetreibenden wurde bestimmt, daß jeder Meister eine beliebige Anzahl von Lehrlingen aufnehmen konnte. Das Wandern der Gesellen ins Ausland wurde anfänglich für unnötig erklärt und später gar verboten. Das Erfordernis des Meisterstücks für den selbständigen Gewerbetreibenden blieb bestehen. Durch diese Maßnahmen verloren die Zünfte ihre eigentliche Bedeutung. So lag die Zulassung zum Gewerbebetrieb nicht mehr bei ihnen, sondern bei der konzeptionierten Obrigkeit, ebenso wenig die selbständige Gerichtsbarkeit in Gewerbesachen.

Endlich erfolgte unter dem Ministerium Hohenlohe-Schlör mit dem Gesetz „Das Gewerwesen“ vom 30. Januar 1868 die Einführung der vollen Gewerbefreiheit, wobei die realen und radizierten Gewerbe zwar nicht aufgehoben, aber doch bedeutungslos wurden. Die Zünfte wurden abgeschafft und den Gewerbetreibenden nur das Recht gewährt, freie Vereine nach den Bestimmungen des Vereinsgesetzes zur Förderung gemeinsamer gewerblicher Interessen zu bilden.

Abschließend noch eine kurze Zusammenfassung über die Leistungen des Landsberger Handwerks.

Wer sich von der Leistungsfähigkeit des Gewerbes eines Ortes in historischer Zeit eine Vorstellung machen will, braucht nur die kunstgewerblichen Denkmäler, wie sie im Rathaus, den Kirchen, den Türmen, auf dem Friedhof, an den alten Stadtmauern und am Burgfrieden sich darbieten, soweit es sich um Werke einheimischer Meister handelt, auf sich wirken lassen. Auch die nachweisbar von auswärtigen Meistern herrührenden örtlichen Denkmäler bilden als Vergleichsobjekte einen Beitrag zur Beurteilung der Leistungsfähigkeit des örtlichen Gewerbes. Unter den Bauten in Landsberg sind fast alle Stilperioden vertreten. Aus der gotischen Zeit das Bawertor, der Nonnenturm, das Bäckertor, der Herzenturm, der Dohlenturm, verschiedene Teile der Stadtmauer und die Stadtpfarrkirche. Aus der Zeit der Renaissance das Rathaus, das Spital, die Ackerbauerschule und die Realschule. Aus der Zeit des Rokoko das Dominikanerinnenkloster, die Maltezerkirche und die Johanniskirche. Letzgenannte Kirche ist ein Werk Dominikus Zimmermanns, das er in den Jahren 1752 bis 1754 erbaute. Zum Ursulinerinnenkloster lieferte er den Riß. Die prächtige Stuckfassade sowie die Decke im zweiten Stock des Rathauses sind ebenfalls Zimmermannsche Arbeiten. Muchall-Viebrock, einer der besten Kenner Zimmermanns, sagt: „Man kann ihn als den feinsten und selbständigsten wahrhaft künstlerischen Vertreter des bayerischen Rokoko bezeichnen.“ Erst 1888, anlässlich der Inventarisierung der Kunstdenkmale Bayerns durch Generalkonservator Hager, wurde Zimmermann wieder entdeckt und gewürdigt. Wenn auch der Plan zur Stadtpfarrkirche von dem auswärtigen Baumeister Valentin Rindlin und derjenige der Maltezerkirche von Merani her stammt, so haben doch wohl ohne Zweifel in beiden Fällen einheimische Werkleute die Ausführung besorgt. Das in den Jahren 1689—93 entstandene Realschulgebäude sowie das im Jahre 1699 neugebaute Rathaus ist gänzlich von einheimischen Kräften gebaut worden. Was das Realschulgebäude anlangt, so waren dabei als Paliere Jager und Feigle tätig. Die Schreinerarbeiten, Vertäfelungen und wahrscheinlich auch die jetzt im Festsaal des Rathauses befindliche schöne Holzdecke besorgten die damaligen Schreinermeister Rem Glaz, Mener, Raderer und Grehle. Die Glasermeister Riedenthaler und Lobmayer übernahmen das Einlagen der Fenster. Die Dosen lieferten Volgram, Wanger, Fierer und Vogt. Von den alten Dosen des Rat-

hauses, die teilweise von Klotz aufgestellt worden sind, befinden sich zwei sehr schön modellierte Exemplare im Historischen Museum der Stadt und geben davon Zeugnis, daß das Töpferhandwerk in unserer Stadt auf einer hohen Stufe stand. Den glänzendsten Ruhm erwarb sich aber schon am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts Adam Vogt, der Dosen in das von Elias Holl gebaute Augsburger Rathaus lieferte. Ueber dieses Meisterwerk äußert der Kunsthistoriker Lübke: „Von der höchsten Pracht sind die großen schwarzglasierten Dosen in den vier Eckzimmern des Augsburger Rathauses.“ Aber nicht bloß auf dem Gebiete der Baukunst, Schreinerei und Töpferei leistete Landsberg im Zeitalter der Renaissance Namhaftes, sondern auch die Schmiede- und Erzgießkunst hat damals in unserer Stadt Bedeutendes hervorgebracht. Nach einer geschichtlichen Abhandlung sind die Bronzefiguren des Kreuzaltares in der Ulrichskirche zu Augsburg sowie der Genius des Friedens auf dem Zeughause daselbst von dem Landsberger Rotgießer Johann Reichel gefertigt worden. Als Orgelbauer ist im 15. Jahrhundert Meister Augustin berühmt geworden, der nach Landsberg, Kempten und anderen Städten seine Werke lieferte. Weit bekannt und auf hoher Blüte stand die Landsberger Papiermühle. Die Zeichen und Namen der Papiermacher Greither, Züßler, Krabber und Rarg sind in den Ratsprotokollen der Stadt verewigt.

Auf besonders hoher Blüte stand die Goldschmiedekunst. Die berühmte Tegernseer Metallmonstranz, die im Jahre 1448 von Goldschmied Johannes im Auftrage des Abtes Kaspar um den Preis von 575 rheinischen Gulden gemacht worden ist, liefert hierfür einen glänzenden Beweis. Der Bildschnitzer Ulrich Faust lieferte 1447 Arbeiten nach Georgenberg in Tirol, später auch nach Schwaz, war 1503 zusammen mit seinem berühmten Nürnberger Kunstgenossen Veit Stof in Oberjontosen tätig und wetteiferte dann wieder in Landsberg mit Meister Berthold und den Steinmetzen Martin und Leonhard.

Ein ungenannter Bildhauer mit Meisterzeichen, Winkelreißer und Pfeil, wirkte um 1510 in Landsberg. Von Malern werden aus jener Zeit erwähnt Eberhard und Leonhard und als der bedeutendere Künstler Matthäus Mang.

Gleich dem Baumeister Dominikus Zimmermann war der Bildhauer Loidl wenig oder gar nicht bekannt. Seine prächtigen Figuren auf dem Hochaltar und im Chor der Stadtpfarrkirche zu Landsberg, seine herrlichen Plastiken in den Kirchen Ried bei Dinkelscherben, Wehringen usw. geben Zeugnis von seinem überragenden Können. Tost erst, 230 Jahre nach seinem Tode, geht man daran, die Arbeiten dieses großen Meisters festzustellen.

In der Malerei haben sich während der Rokokozeit die Meister Anwander, Süßmair und Thalmaier einen Namen gemacht. Als Uhrmacher hat der Landsberger Fleury Bedeutendes geleistet, dessen Uhren gesucht und in Oberbayern weit verbreitet waren.

Schöne alte Türbeschläge, zierlich eingelegte Truhen, edel geformte Zinggefäße melden, daß es auch den Meistern anderer Handwerkszweige nicht an Schönheitssinn gebrach.

Endlich sei noch der Landsberger Weberei gedacht, die in den vergangenen Jahrhunderten weit über das örtliche Bedürfnis hinaus produziert hat. Was für verschiedene Gespinnte und Gewebe bereits im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in unserer Stadt gearbeitet wurden, geht u. a. aus einem vom Rat im Jahre 1622 beschlossenen Satz der Bleicher hervor, der folgende Bleichgegenstände namhaft macht: „Flezen und Birshes, gemeinen Spinnet, zarten Spinnet, Kreßtuech, so parchetbreit, Schlair, dicken Parchet und Trauppen.“ Von dem großen Parchenthandel Landsbergs nach Augsburg weiß bereits ein vom 26. Mai 1607 datiertes Aktenstück zu berichten, trotzdem infolge der Gegenreformation in der Stadt besonders viele Leineweber nach Augsburg ausgewandert waren. Aus dem Umstande, daß bereits im Jahre 1390 zur Errichtung einer Bleiche der Fleck und Gries zwischen Lech und Mühlbach an die Stadt überlassen und den Bleichern im Jahre 1394 weitgehende Freiheiten eingeräumt worden sind, ist zu schließen, daß schon im vierzehnten Jahrhundert die Weberei in

Landsberg ausgebreiteter Pflege sich erfreute. Und noch einiges über Absatz, Arbeitslöhne und Lebensmittelpreise. Aus einem Aktenstück des Kreisarchives vom Jahre 1685 geht hervor, daß von Landsberg Straßen nach München, Augsburg, Mindelheim, Kaufbeuren, Kempten und Schongau-Jüssen gingen und von diesen Orten vorzüglich Wein, Salz, Kern und Gewebe verhandelt wurden. Die Wichtigkeit der Lage Landsbergs ist ferner noch gekennzeichnet durch die Neuanlage der Weilheimerstraße am Ende des Mittelalters durch die Wessobrunner Aebte.

Das Marktrecht, das Landsberg schon früh erhalten hatte, bildete im Mittelalter den Anfang der Blüte der Gewerbe und des Bürgerstandes. Die Wochenmärkte mögen schon sehr früh infolge des lokalen Bedürfnisses der Einwohnerschaft entstanden sein. Der Weismarkt wurde der Stadt im Jahre 1373 durch besonderes Privilegium von Herzog Stefan dem Jüngeren verliehen. Die Entstehung des Sandauer- oder Fastenmarktes wird gewöhnlich darauf zurückgeführt, daß mit der Ueberfiedlung der Einwohner Sandaus im Jahre 1372 auch der Jahrmarkt nach Landsberg verlegt worden sei. Durch herzogliche Verordnung vom Jahre 1386 wurde bestimmt, daß „allen Gewandtschneidern, Lodern und Kramern zu Landsberg die Vergünstigung gewährt wurde, daß auswärtige Händler auch auf den Jahrmärkten ihr Tuch nur in ganzen Stücken, nicht ellenweise, ferner kein ausländischer Krämer Paravent, Geltisch, Zwilich, Gugler und Porten anders als stückweise und überhaupt kein Gast unter dem Duzend und Pfundgewicht etwas verkaufen durfte. Im Jahre 1400 wurde den Landsberger Viehkäufern die Fleischumgeldfreiheit für alle Orte Bayerns verliehen und ihnen gestattet, ihr Umgeld nur in Landsberg zu entrichten. Zehn Jahre später erhielt die Stadt das Privilegium, von jedem nach Landsberg gelangten Eimer Weines zwei Maß als Umgeld erheben zu dürfen. Um dieselbe Zeit wurde auch der Floßzoll von 3 Pfennig für jeden passierenden Floß genehmigt. Für geeigneten Absatz der Gewerbeprodukte war durch die Märkte in den Nachbarorten Augsburg, Lechfeld, Leeder, Brud usw. gesorgt.

Was die Höhe der Arbeitslöhne anbelangt, so ist eine richtige Beurteilung ihrer Höhe infolge der Wandlungen des Geldwertes und der Münzsysteme nur in dem Maße möglich, als man zugleich weiß, wie teuer die Lebensmittel zur gleichen Zeit gewesen sind. Ein Hinweis auf die Verhältnisse im Mittelalter gewährt das Stadtrechtbuch, indem es uns in einer von München entlehnten, ungefähr aus dem Jahre 1400 stammenden Vorchrift über die Zimmerleute, Maurer und Dachdecker die Mitteilung macht, daß die Meister dieser drei Handwerke außer zwölf Münchener Pfennigen baren Taglohnes des Morgens ein „begoffenes Brot“, des Mittags ein „begoffenes Brot“ mit Fleisch und Käse darauf, wenn es dem Arbeitgeber beliebte, dann Greisking (Weizenbier) und zwei Trinkpfennige erhielten, während der Taglohn der Gesellen ausschließlich eines Trinkpfennigs zwischen Arbeitgeber und Meister vereinbart wurde. Das war der Lohn für die Sommermonate; im Winter konnte der Meister nur 8 Pfennige Taglohn und einen Trinkpfennig beanspruchen. Diese Angaben wären außerordentlich lehrreich, wenn wir aus der gleichen Zeit die Höhe der Lebensmittelpreise kennen würden. Ein beiläufiger Schluß läßt sich durch einen Vergleich mit den damaligen Verhältnissen in Basel ziehen. Der Taglohn für Zimmerleute, Maurer und andere Handwerker betrug 9 Pfennige, während man für einen Saß Roggen 7 Schillinge 6 Pfennige und für einen Saß Hafer 1 Schilling 3 Pfennige bezahlte. Demnach mußte ein Zimmermeister, der täglich 9 Pfennig Winterlohn bezog, um ein halbes Scheffel Roggen 10 Tage arbeiten; dazu genügt er allerdings noch ein wertvolles Stück Naturalverpflegung. Im Sommer dagegen brauchte er zur Erarbeitung eines dem Werte eines halben Scheffels Roggen gleichkommenden Betrages nur 6 bis 7 Tage.

In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bezog ein Maurermeister 24 Kr. Taglohn, ein Maurer 20 Kr. und ein Tagwerker 16,15 oder 12 Kr. Nun ist aus den Schrankenbüchern zu entnehmen, daß im Jahre 1648 das Scheffel Korn 7—8, Roggen 5—6, Gerste 3—4 fl. und Hafer 2 fl. 15—20 Kr. gekostet hat. Somit konnte damals ein Maurermeister den Wert eines Scheffels Korn erst in 15 Tagen verdienen. Hierzu sei ergänzend erwähnt, daß

im Jahre 1662 ein Paar neue Wasserstiege 5 fl. und im Jahre 1634 drei Paare 16 fl. kosteten. 1685 setzte der Rat der Stadt Landsberg die Fleischpreise fest. Wer den damaligen Taglohn eines Maurers (24 Kr.) für zu niedrig halten sollte, der braucht sich nur vergegenwärtigen, daß derselbe hierfür 6 Pfund gutes Ochsenfleisch kaufen konnte.

Anders gestalteten sich natürlich die Verhältnisse in den sogenannten teuren Zeiten, wie sie 1635, 1771, 1816/17 und 1847 auch unsere Stadt heimgesucht haben.

Mit Stolz kann das Landsberger Handwerk auf eine reiche Geschichte zurückblicken, die bis in die Anfänge der Stadtgründung zurückreicht. Unserer Stadt hat das Handwerk den Stempel aufgedrückt, die Geschichte der Stadt gestaltet und Geschichte gemacht. Im Laufe der Jahrhunderte hat das Landsberger Handwerk mannigfache Wandlungen durchgemacht. Während in der Zukunft die Niederlassung neuer Meister genau geregelt war, wurde durch die Einführung der Gewerbefreiheit das Handwerk schwer getroffen. Dazu kam noch der Einfluß einer stark zunehmenden Industrie. Auch die neu geschaffenen Gewerbevereine vermachten nicht das Handwerk neu zu beleben. Erst der neue Staat hat dem Handwerk wieder jene Stellung zugebilligt, die es vor Jahrhunderten einst inne gehabt hatte. Mit der Zersplitterung im Handwerk wurde aufgeräumt und ein Reichstand geschaffen entsprechend seiner Bedeutung für das deutsche Volk und seiner Wirtschaft. Wenn in jede deutsche Werkstätte wieder Leben eingezogen ist und die Aufträge kaum erfüllt werden können, so dankt auch das Handwerk jenem Manne, der heute an der Spitze des deutschen Volkes steht.

Wolfsjagden des 17. Jahrhunderts im Landsberger Bezirk

Dr. Sigfrid Hofmann-Steingaden

Als eine der weniger bekannten Folgen des 30jährigen Krieges zeigte sich noch Jahrzehnte hernach in unseren Gegenden eine starke Vermehrung der Wölfe. Da sie nicht nur den Bewohnern, sondern auch dem gehegten Wilde ziemlich Schäden zufügten, verfügten die kurfürstlichen Jagdbehörden gelegentlich Jagden auf diese gefährlichen Tiere. Im Kreisarchiv München fanden wir in dem Fascikel 3596, der Gerichtsliteralien von Schongau, einige interessante Mitteilungen hierüber. Da sie sowohl in jagdgeschichtlicher als auch familiengeschichtlicher Hinsicht wertvoll sind, seien sie hier dargeboten. Die Archivalien bringen die Nachricht, daß in den Jahren 1667 bis 1671 einige Wolfsjagden, wie in den anderen Bezirken, auch im Landsberger Bezirk stattgefunden haben. Die Jagden fanden im Winter statt und wurden von allen vorhandenen Jägern und auch den Amtleuten der einzelnen Aemter in den Gerichtsbezirken durchgeführt. Leider geben die Rechnungen nur Zahlen und Namen, nicht aber Genaueres über den Jagdverlauf selbst bekannt. Immerhin aber läßt sich auch aus den spärlichen Angaben etwas erschließen. Die Suche nach den Wölfen nahm geraume Zeit in Anspruch. Die Jäger suchten 36 Tage, wofür sie täglich 20 Kreuzer erhielten. An der Suche beteiligten sich: Hanns Seuz, Wildtpanner (Jagdaufseher) zu Kaufering, Caspar Mayr, Jäger zu Scheuring, Wilhelm Hundt, Jäger zu Lichtenberg, Martin Esterle, Jägerjunge aus Schwabegg, Michael, Jäger zu Ramsau und seine Söhne, Joseph Maufer, Jäger zu Hoffetten, mit seinem Buben Michael, Michael Gaisreither, Jäger zu Pflugdorf, beide Jäger von Greifenberg, der Wildtbannknecht Georg Dfler zu Kaufering und der Knecht Andre Dellinger. Die Amtmänner von Penzing, Egling und Untermühlhausen nahmen ebenfalls an der Suche teil. Der Raftner Johann von Mayr veranlaßte die Stellung von Rossen und Schlitten für diese Jagden. Der Birt von Hoffetten konnte 16 Reitrosse und der Michael Gaisreither von Pflugdorf 3 stellen. Sie erhielten für jedes täglich 20 Kreuzer. Vier der Männer, welche zum Schluß die Wölfe in den Netzen gefangen hatten, wurden mit 10 Kreuzern entlohnt. Die zahlreichen mitgenommenen Jagdhunde, „Wolfspeißer“ genannt, kamen des Nachts in verschledene bäuerliche Ställe. Für diese „Stallmüeth“ (Stallmiete) wurden den Bauern für jede Nacht 10 Kreuzer bezahlt. Erst im 19. Jahrhundert endete die Wolfsplage.



Illustrierte Monatschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg“.

Begründet v. Stud.-Rat u. Stadtarchivar J. J. Schöber + Landsberg; Beiträge an Hanns Frank, Stadl.

Verantwortlicher Schriftleiter:
Dr. H. Ulfamer in Landsberg a. L.

Beilage zur „Landsberger Zeitung“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne
Genehmigung der Schriftlgt. verboten

Nr. 5

36. Jahrgang

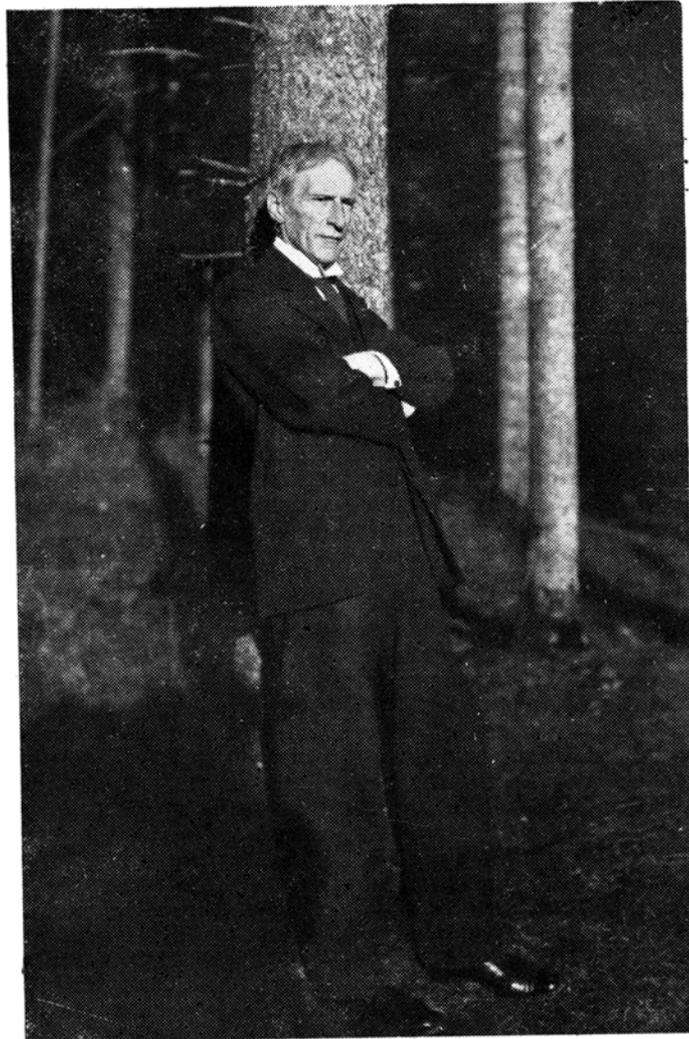
1939

Hubert von Herkomer — ein deutscher Maler

Von Hanns Frank-Stadl

Das Jahr 1939 bietet einen doppelten Anlaß, des großen Landsberger Ehrenbürgers zu gedenken. Waren es am 31. März genau fünfundsanzig Jahre, daß Hubert von Herkomer gestorben ist, so sind am 26. Mai neunzig Jahre verflossen, seit er im nahen Waal das Licht der Welt erblickt hat. Da nun einerseits die „Landsberger Geschichtsblätter“, abgesehen von einigen zeitbedingten Notizen, noch niemals etwas über diese bedeutende Persönlichkeit brachten und andererseits die jüngere Generation, sowie die so zahlreich in den letzten Jahren Hierhergezogenen nichts genaueres über seine Bedeutung wissen, glauben wir eine Ehrenpflicht zu erfüllen, seiner zu gedenken. Landsberg, das sich auf seinem Postwertbestempel stolz „Herkomerstadt“ nennt, wird es verstehen, wenn wir hier und in den folgenden Nummern der Geschichtsblätter, welche deshalb in kürzerer Aufeinanderfolge erscheinen, uns eingehender mit ihrem so eigenartigen Künstler befassen.

Als Beginn der Aufsatzreihe möchten wir zuerst eine grundsätzliche Frage klären: War Herkomer Deutscher oder Brit? In den meisten zu Rate ge-



Bisher unveröffentlichte Aufnahme Herkomers

(Phot. aus Privatbesitz, St. Archiv L. Gesch. Bl.)

zogenen Nachschlagewerken finden wir ihn gewöhnlich als deutschenglischen Maler bezeichnet. Interessant aber war es uns, als wir das große englische, in der ganzen Welt sehr verbreitete, Nachschlagewerk „The Encyclopaedia Britannica“ vom Jahre 1929 in die Hand bekamen und lesen mußten: Sir Hubert von Herkomer, britischer Maler. Der ziemlich ausführliche Artikel, der immerhin die Bedeutung Herkomers erweist, enthielt nur die eine Bemerkung: „geboren in Waal“, aber keinen Zusatz, wo dieser Ort liegt, so daß jeder unbefangene Leser annimmt, es mit einem Engländer zu tun zu haben. Dazu kommt nun noch die anscheinend bestätigende Nachricht, welche alte Landsberger mir mitteilten, daß er sich gern wie ein Engländer gab und auch englisch besser sprach u. schrieb als deutsch.

Da wir aber beide Behauptungen nicht so ohne weiteres hinnehmen wollten, müssen wir uns seine Entwicklung genauer vor Augen führen. Dabei läßt es sich nicht umgehen, einen kurzen Lebensabriß zu geben, damit auch die weniger kundigen Leser manches seiner Entwicklung besser verstehen können.

1849 Geburt in Waal, 1851 Auswanderung nach Amerika, 1857 Uebersiedlung nach England, 1863 Kunstschule in Southampton, 1865 Akademie in München, 1866/67 Kunstschule in London, 1868 Naturstudien, 1869 Holzschnitte verkauft, 1871 erstes Bild verkauft — Aufenthalt in Bayern, 1872 Gemälde in der Ausstellung; verkauft um 6000 Mark, 1873 erste Heirat, 1875 erste Bilder in Deutschland ausgestellt, 1878 Goldene Medaille in Paris, 1879 Tod der Mutter in Landsberg, 1881 Beginn der Porträtmalerei, 1885 Professur in Oxford, 1883 Gründung der Herkomererschule, 1885 zweite Heirat, Bau des Mutterturms, 1888 Tod des Vaters — 3. Ehe, 1889 Oper komponiert, 1890 Beginn des Landsberger Bildes, 1892 Buch über Radierkunst, 1898 Beginn der Emailmalerei, 1899 Bayerischer Adel, 1901 Gemälde des deutschen Kaisers, 1903—1907 Herkomerfonkurrenz, 1907 Sir (englischer Adel) — Verleihung des Ordens Pour le merite, 1914 Tod in Bushey. Betrachtet man diesen Lebenslauf, der sich größtenteils in England abspielt, so scheint man darin eine weitere Bestätigung zu finden, ihn als Briten zu betrachten. Er erwarb 1888 zu seiner britischen Staatsangehörigkeit auch noch die deutsche.

Kennt man aber seine Schriften und Briefe und besonders die persönlichen Äußerungen in der kleinen Familiengeschichte, so kommt man doch zu einer anderen Meinung. Das ist allerdings richtig, bewußt deutsche Meinungen finden wir selten, doch spricht er es einmal aus, daß ihm die Anerkennung aus Deutschland die größte Freude machte, besonders die Ueberreichung des Ordens Pour le merite.

Schon in Amerika entwickelte sich die Sehnsucht nach dem deutschen Wald zu einem fast unstillbaren Verlangen. Diese Naturschneidung und Verbundenheit aber war es, die seine künstlerische Entwicklung vorwärtstriebe, nicht aber, wie man annehmen könnte, der Einfluß der englischen Kunstschulen. Er schreibt es oft, daß er sich im bewußten Gegensatz dazu stellen mußte und daß er erst dann die Reife erreichte, als er sich ganz auf sich selbst besann. Wesentlich hat ihn nur sein Münchener Aufenthalt gefördert. Andererseits aber hat er in Vorträgen und seiner Kunstschule einen ganz bedeutenden Einfluß auf die englische Malerei ausgeübt. Er war in seinen Jahrzehnten für England wohl der bedeutendste Künstler. Seine Gruppenstücke, wie wir sie ja auch in Landsberg meisterhaft besitzen, werden auch heute noch geschätzt. Beweisen mag, daß ein ähnliches Stück in England erst vor einigen Jahren noch mit 200 000 Mark bezahlt wurde. Eine Anerkennung Herkomers trat erst ein, als „entartete“ Kunst Mode wurde. Sein unermüddlicher Fleiß und seine ungeheure Ausdauer im Schaffen verraten deutlich das schwäbische Bauernblut seiner Ahnen. Seine wohl selten daftehende Elternliebe stellt einen geradezu rührenden Charakterzug deutschen Wesens dar.

Zusammenfassend ist zu sagen: England hat Herkomer wohl die materiellen Grundlagen zur Ausübung seiner hohen Kunst gegeben, wofür es aber durch die Schulung der jungen englischen Künstler reichlich bezahlt wurde. Das Wesentliche und Bedeutsame seiner Kunst und seines Lebens aber beruht auf seiner Abkunft von deutschen Eltern, welche ihm so reiche Charakteranlagen mitgaben, die in der Folge sich so gut entwickeln konnten. Seine künstlerische Entwicklung aber wurde nicht begünstigt durch die englischen Schulen, sondern war eigentlich nur dadurch möglich, daß er sich gegen deren Beeinflussung stellte und die Natur studierte.

Daß er seinen Wohnsitz nicht in Deutschland nahm, ergibt sich aus seiner Stellung im englischen Kunstleben, welche er in Deutschland mit anderen hätte teilen müssen. Wenn England ihn für sich beansprucht, so ist es nicht das erste Mal, daß es fremde Leistungen für sich auswerten will. Wir aber wollen diesen deutschen Führer der englischen Kunst als einen hochwertigen Vertreter deutschen Künstlerturns in seiner Wahlheimat weiterhin ehren und schätzen, so wie es sein großes Können verdient. Für uns ist Herkomer ein deutscher Maler, der vielleicht nur deshalb nicht ganz bei uns die gebührende Anerkennung gefunden hat, weil es ihm schon zu Lebzeiten gut ging. Da aber jene Zeit vorbei ist, wo man meinte, zum Künstlerturn gehöre unbedingt die Not, wird der gerechten Einschätzung kein Hindernis mehr entgegenstehen.

Herkomer-Sammlung und Herkomerstiftung

von Paul Winkelmayr

Schon seit langen Jahren bildete der Herkomersaal im Landsberger Rathaus einen Anziehungspunkt für die Besucher unserer alten Stadt. Das historisch wertvolle und baulich interessante Rathaus mit seiner von Dominikus Zimmermann geschaffenen Stuckfassade, mit seinen lebenswerten Sitzungssälen war stets das Schmuckkästchen der Stadt. Professor Ritter Hubert von Herkomer hatte dieses Rathaus denn auch ausersuchen, um sich und der Stadt selbst darin ein Denkmal von unersehbaren und höchsten künstlerischen Werten zu setzen.

Wenn nun aus Anlaß des 90. Geburtstages des begnadeten Künstlers, der leider allzufrüh aus seinem vollen Schaffen durch den Tod im Jahre 1914 herausgerissen wurde, die Schriftleitung der „L. G. Bl.“ alles erfassen will, was Herkomer mit Landsberg verbunden hat, so ist der Verfasser dieses Aufsatzes dem an ihn ergangenen Wunsche um so lieber nachgekommen, da es für die Geschichte und die Werbung für Landsberg wichtig sein dürfte, alles zusammenzufassen, was wir über Herkomer, über seine in Landsberg befindlichen Werke und über seinen hiesigen Wohnsitz wissen.

Wie Herkomer nach Landsberg kam und wie er hier seinen Sommeritz und den Mutterturm am Papierfleck schuf, darüber wird an anderer Stelle in diesem Blatte geschrieben. Ich darf aber den Leser nun zurückführen in das Jahr 1720, als Dominikus Zimmermann vom Rat der Stadt den Auftrag erhielt, die

obere Ratstube

auszubauen. Dominikus Zimmermann gab sich dieser Arbeit mit besonderer Sorgfalt hin und schuf einen Saal, der neu und ganz anders geartet war, wie die untere Ratstube. Zwei Gipsmarmorsäulen in rötlichem Ton trugen die Decke, die Zimmermann mit einem Stück verarbeitete bezeichnet wird (siehe nebenstehendes Bild).

Der Festsaal des Rathauses im 3. Stock war schon 20 Jahre zuvor (1876/77) durch die Kunstmaler Piloth und Schwoiser mit Freskogemälden aus der Geschichte der Stadt versehen worden. Herkomer aber verhandelte Anfangs der 90er Jahre mit dem Bürgermeister und Rat der Stadt Landsberg, daß es ihm gestattet werden möge, den Saal im 2. Stock nach seinem künstlerischen Empfinden auszugestalten, und erhielt auch die gewünschte Zulage.

Was ihm vorschwebte, war nicht etwa alte historische Szenen nach kostümlichen Vorbildern zu malen, nein, Herkomer, der stets mit der Natur und dem Natürlichen gelebt hatte, entwarf einen neuen Plan:

das Gegebene festhalten!

Und so schuf er zuerst das große „Doelenstück“, die „Magistratsitzung“, die im Sommer 1891 vollendet wurde. Dieses Riesengemälde sandte Herkomer auf eine große Anzahl von Kunstausstellungen im In- und Ausland, so u. a. in Berlin im Jahre 1893 und in London 1894. Als es dann im Jahre 1896 von der Ausstellungsbereise nach Landsberg zurückkam, ging Herkomer ans Werk. Er brach die Marmorsäulen aus der oberen Ratstube, tönnte den weißen Stuck Dominikus Zimmermann in fatten Farben ab, um dadurch die Ueberleitung von Bild und Decke und damit die Täuschung der Verlängerung des Saales zu erreichen. Eigenhändig griff Professor von Herkomer zu und arbeitete als Maurer und Handlanger selbst den ganzen Tag mit seinem treuen Gehilfen Peter Herkomer und einigen zuverlässigen Arbeitern, wie ein heute noch in Privatbesitz befindliches Photobild zeigt. Bald war das Werk gelungen, das Riesengemälde mit einer bemalten Fläche von 2,65 auf 7,26 Meter war in die Südwand eingebaut.

Durch eine besondere Stiftungsurkunde machte Herkomer das Bild, wie auch das über der Saaltüre von ihm angebrachte Bild des Prinzregenten Luitpold in der Tracht der Hubertusritter, welchem das Bild Max Emanuels weihen mußte, der Stadt zum Geschenk mit der Auflage, daß die von ihm der Stadt geschenkten Bilder nur mit seiner Einwilligung von ihrem Platze entfernt, nie verpfändet, nie verkauft und nie reproduziert werden dürften, es sei denn, mit seiner oder seiner Nachkommen

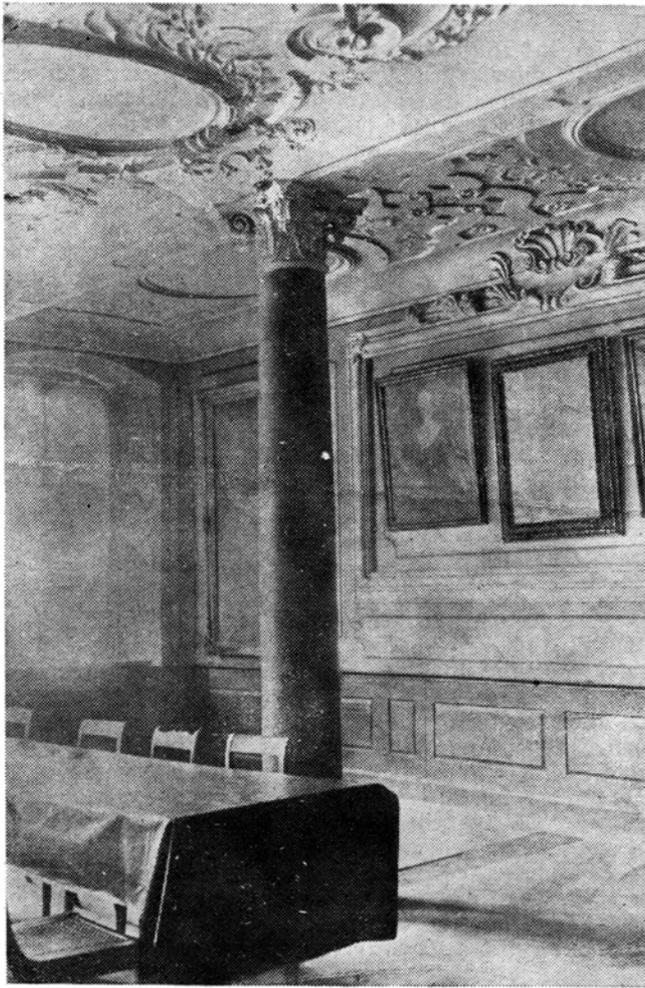
Genehmigung. Dadurch konnte die Stadt mit diesen Bildern nie bildliche Werbung treiben, bis im Jahre 1925 Frau Maggie von Herkomer, die Witwe des Künstlers und Frau Dr. Ruppfe-Herkomer, die Genehmigung zur Reproduktion für Werbezwecke der Stadt gaben.

Im weiteren Vollzug der Ausstattgung der oberen Ratsstube, die nun schon seit langem den Namen

Herkomerjaal

trägt, schuf Herkomer selbst die Entwürfe für die beiden Rachelöfen, machte Musterkacheln und ließ die ganzen Kacheln durch den Landsberger Hafnermeister Neubrand brennen und die Öfen durch diesen setzen.

Nun ließ aber den immer tätigen Künstler die zweite, noch freie Wand im Saal nicht zur Ruhe kommen, und er machte sich an die Arbeit, das Gegenstück zur Magistrats-sitzung zu malen. Dieses Bild machte besondere Arbeiten notwendig, denn er wollte eine bei dem damaligen Zweikammersystem in der Stadtverwaltung nicht allzu häufig vorkommende „Kumulativsitzung“, d. i. Magistrat und Kollegium der Gemeindebevollmächtigten, auf einem Bilde vereinigen. Mit diesem Bilde aber wollte er jene



Die große Ratsstube im 2. Stock des Rathauses vor der 1896 erfolgten Umwandlung in den Herkomerjaal

(Phot. aus Privatbesitz. Kl. Archlv L. Gesch. St.)

Sitzung festhalten, in der ihm das Ehrenbürgerrecht der Stadt Landsberg verliehen wurde (1894). 32 Personen sind auf diesem Bilde festgehalten. Nicht viel, außer Studien, wurde an diesem Bilde in Landsberg gearbeitet. Es entstand in der Hauptsache im Landsitz Lululaund bei Bushey, seinem eigentlichen Wohnsitz. Brauchte Herkomer nun hierzu wieder ein Mitglied des Rats oder Kollegiums, so schrieb er seinem Vetter Peter Herkomer, der den Mutterturm betreute, mit einer kurzen Skizzierung, wie die betreffende Person für das Bild gebraucht wurde, daß dieser in der gewünschten Stellung eine Photoaufnahme machen solle. Es ist interessant, wie Herkomer hierbei verfuhr. Er skizzierte den Kopf in der ungefähr gewünschten Haltung (s. Bild in nächster Nr.) und schrieb dazu: „ $\frac{3}{4}$ Gesicht ohne Bart“ (Wiedenmann) oder „An Profile Schnurrbart oder

kurzer Bart“ (Beer), oder „ein bißchen hinauffehend“ (Giggenbach) oder „Ein beinahe Front“ (Waltenberger, der übrigens heute noch zu den wenigen Lebenden aus der Reihe der Abgebildeten zählt). Peter Herkomer suchte sich nun die passenden Figuren aus, machte die Aufnahme und sandte sie nach England. Dort arbeitete Herkomer mit seinen Schülern an dem Bild, im Gegenfaz zur „Magistrats-sitzung“, die von ihm allein gemalt wurde. Schon im Jahre 1900 hatte Herkomer mit dem Bild in Landsberg begonnen, 1903 war es fertiggestellt und wanderte nun auch durch eine Reihe von Kunstausstellungen in der ganzen Welt. Im Jahre 1906 schrieb Herkomer, daß sein zweites Bild auf dem Wege nach Landsberg sei. Die Stadt nahm das Bild in Verwahr und brachte es später im Benehmen mit Herkomer auf der Nordseite des Saales an. Am 17. September 1907 wurde dann die notarielle Schenkungsurkunde ausgefertigt und von Herkomer und Bürgermeister Dr. Michel unterzeichnet.

Daß aber die Schenkung des 2. Bildes, der „Kumulativsitzung“, auf Spiz und Knopf gestanden, ist eigentlich in Landsberg kaum oder gar nicht bekannt. Bürgermeister Dr. Haun war ein Freund Herkomers. Politische Umtriebe machten diesem Bürgermeister das Leben recht schwer. Herkomer erfuhr davon und schrieb unterm 28. April 1902 an seinen Vetter Peter aus Lululaund (Originalfassung):

„Ich bin empört über die läche Stimme (Abstimmung) der Gemeindebevollmächtigten. Es ist eine dauernde Schande, daß die Bürger den Bürgermeister nicht einstimmig erwählt haben. Ich ärgere mich so über die Sache — das ich etwas zweifle ob ich Ihnen das 2. Bild geben werde, denn das ist mein Freund, den sie ungerecht behandelt haben. Es ist und bleibt mein Freund — und wer meine Freunde ungerecht behandelt, der ist nicht mein Freund — sondern mein Feind!

Dieses kannst Du offen wissen lassen in Landsberg. Die vier Gründe woran Sie sich stoßen, sollten Sie einsehen, sind Thugenden!

Wenn er nicht so gehandelt hätte, dann wäre Grund da gewesen.

Ueberreiche den Brief persönlich dem Bürgermeister. Dein

Hubert v. Herkomer.“

Dieser Brief zeigt den Künstler als mannhafsten Freund. Aber schließlich konnte Herkomer doch sein Werk im Landsberger Rathaus nicht halbvollendet lassen und so kam die Stadt doch noch in den Besitz des zweiten Bildes.

In diesem Zusammenhang soll aber auch hier noch eine andere Charaktereigenschaft des Künstlers festgehalten werden, die zwar weniger schön ist, aber so stark mit den Bildern zusammenhängt, daß sie den persönlichen Ueberlieferungen entrisen und schriftlich festgelegt werden soll.

Als Herkomer in Landsberg an dem Bilde arbeitete, bestellte er sich den alten Metzgermeister Reil zum Sihen. Er unterhielt sich mit diesem, bis er seine Arbeit beendet hatte. Reil ging auf dem Heimweg zu seinem Nachbarn, dem Magistratsrat und Schuhmachermeister Pflanz, um diesem von der Sitzung zu erzählen. Er sagte u. a., wie mir der verstorbene ehem. Magistratsrat Pflanz noch selbst erzählte, Du, Pflanz, was meinst, was mich heut der Herkomer gefragt hat? Er frug mich, ob ich auch wisse, daß ich große Aehnlichkeit mit einem der größten Deutschen hätte. Ich antwortete, das könne schon sein, daß mir so einer gleich sähe, worauf Herkomer antwortete, ja das ist der Dr. Luther. Pflanz gab seinem Freund Reil die trockene Antwort: „Ja, dem kannst Du schon gleich sehen, denn der war grad so saugrob wie Du bist.“

Als Herkomer an dem Bilde arbeitete, beschloß Magistrat und Kollegium, die bisherige Lechstraße zu Ehren des Künstlers in Herkomerstraße umzubenenen. Herkomer war über diese Ehrung ganz besonders hoch erfreut. Doch, als er nun erfuhr, daß einige wenige, darunter auch der „Pfleischbräu“ (der spätere Landes-Daronomierat Schmidt) gegen die Umbenennung altüberlieferter Straßennamen gestimmt hätten, wischte er flugs dessen Kopf und die einiger anderer Kollegiumsmitglieder vom Bild herunter und setzte die Köpfe anderer Männer aus anderen Wahlperioden auf die Körper. Dadurch hat das 2. Bild im gewissen Sinne gegenüber der „Magistrats-sitzung“ keine vollkommene historische Bedeutung.

(Schluß folgt.)

Bilder aus meinem Leben

Von Hubert Herkomer (1889)

Der Großvater.

Mein Großvater war von Beruf Maurer, von Natur aus aber ein Erfinder ersten Ranges. Die Aussichten, dieses Erfindertalent ausnützen zu können, waren für ihn sehr schlecht und sie wurden noch schlechter, als er seinen Beruf aufgab, um das kleine Familienanwesen zu bestellen. Seine Mutter durfte nämlich wählen, welchen ihrer Söhne sie bei sich behalten wollte; denn einer war vom Militärdienst befreit, und sie wählte meinen Großvater, da dessen Brüder alle Fricker und Spieler waren. Diese Eigenschaften waren für meinen Großvater ungeheuer abschreckend und dieser Abscheu übertrug sich auch auf meinen Vater, der in seinem ganzen Leben keine Karte anrührte, auch nicht zum harmlosesten Spiel. Hier auf seinem Heimatgut schaffte nun mein Großvater Wunderdinge an Schlössern für Türen und Schränke und erfand alle möglichen praktischen oder kuriosen Mechanismen. Er hatte als erster das Künstlerblut in sich, daß sich auf meinen Vater vererbte, der sich vergeblich um das bemühte, was mir vom Schicksal geschenkt wurde freies Künstlertum. Schon als Knabe erfand er eine Methode, um das Futter für die Pferde mittels geteilter Rinnen vom Speicher in die Krippe zu bringen. Während seiner Lehrzeit als Maurer wurde er einmal mit einem Auftrag zu einem Silberschmied geschickt. Als der Silberschmied weg war, um den Auftrag zu besorgen, sah der Knabe neben sich eine Kette liegen, die gerade in Arbeit war. Ohne weiteres begann er daran zu arbeiten und bis der andere zurückkehrte, hatte er ein Glied der Kette vollendet und es war ebenso meisterhaft ausgefallen wie das des Silberschmiedes. Mein Großvater war fast 30 Jahre alt, als er lesen und schreiben lernte. Die neu erworbene Kunst machte natürlich auf einen solchen Geist einen großen Eindruck. Er war der erste in der ganzen Nachbarschaft, der Bücher kaufte und beeinflusste auch die Bauern dahingehend, daß sie mit ihm eine gemeinsame Kasse anlegten, um Bücher kaufen zu können, die dann abwechselnd von allen gelesen wurden.

Der Vater.

„Sei fleißig und ehrlich“, das waren die Worte, die mein Großvater dem Vater nach München zu seinem neuen Meister mitgab. In der Zeichenschule erwarb er eine Medaille. Das war das einzige Mal, erzählte mein Vater noch oft, daß er seine Beine nicht mehr fühlte. Sein Meisterstück soll weitaus besser gewesen sein, als es nach den Prüfungsvorschriften zu sein brauchte. 1851 wanderte er nach Amerika aus. Von den Amerikanern waren damals die deutschen Auswanderer auch nicht lieber geiehn als die Iren. Bei ihnen waren es übrigens alle „Holländer“. Beide wurden für Eindringlinge gehalten. Die Arbeit in Amerika war keine künstlerische und es war gerade das Fehlen der künstlerischen und romantischen Elemente in dem neuen Land, was für meinen Vater eine so bittere Erfahrung bedeutete. Das gewaltige Fühlen für das Romantische in der Natur war bei meinem Vater stark ausgeprägt; aber sein Umherstreifen in jedem erreichbaren Wald - wobei er sich nach einem Stück malerischer Heimat sehnte - wurde beständig gestört durch den Anblick eines toten Kindes, eines Stückes alten Eisens oder sonst eines Unrats. Wenn einmal die Liebe zum deutschen Wald von einer deutschen Seele Besitz ergriffen hat, so hat sie die längste Zeit Sehnsucht danach - ein Gefühl, das ich selbst kenne, obwohl ich 16 Jahre alt wurde, bis ich einen echten deutschen Tannenwald sah. In Southampton ließ er sich 1857 nieder. Er war aber entschlossen, nicht in einem Laden zu stehen und wie ein gewöhnlicher Handwerker zu arbeiten, sondern hielt es für seine Pflicht, zuhause mich zu erziehen und meiner Mutter auf jede Weise zu helfen. An meines Vaters Arbeitstisch erhielt ich den bestmöglichen Unterricht, sowohl für meine Hände, als auch für das Herz. Die Kameradschaft mit ihm gehört zu den Erinnerungen, für die ich am dankbarsten sein muß und ich sehe jeden Tag mehr ein, wie sehr seine Unterweisungen Wurzel faßten und daß sie gute Frucht trugen. Ich hatte unbegrenztes Vertrauen zu

ihm und bewunderte ihn. Ich war überzeugt, daß niemand, den ich je kennen lernte, oder den ich vielleicht noch kennen lernen sollte, so klug sei wie er. Als ich einmal das letzte Geld, das im Hause war - 10 Schilling - verlor, mußte etwas getan werden, um noch mehr zu sparen. Mein Vater entschloß sich, nichts mehr zu rauchen, nichts mehr zu trinken und kein Fleisch mehr zu essen. Am aller- schwersten fiel es ihm, das Rauchen aufzugeben. Als er seine letzte vorhandene Prise Tabak verbraucht hatte, ging er gerne hinter jemandem drein, der auf der Straße rauchte und freute sich an dem Geruch. Er duldete aber nicht, daß eines von uns ein Gleiches tat. Durch den Verzicht auf Tabak und Alkohol gab uns mein Vater ein Vermächtnis von unschätzbarem Wert und ich hoffe, daß ihn viele Generationen dafür segnen werden, wie ich es jetzt tue. Er zwang mich, nie enthaltsam zu sein, aber ich war begeistert und war ihm vollkommen ergeben und brachte es auch den anderen bei. Als einige Freunde den Eltern rieten, mich wegen meines Zeichentalentes in das Anstliche Landesvermessungsamt zu schicken, wo meine Zukunft gesichert sei und ich sogar nach 30 Jahren Pension bekäme, erwiderte er nur: „Mein Sohn soll ein freier Künstler werden und kein Sklave“. Ein Verwandter meinte allerdings dazu, ich würde als Künstler nie Erfolg haben. Als ich in München an der Akademie studierte, nichts aber als Gipsmodelle abzeichnen durfte, sehnte ich mich danach, menschliche Körper zu zeichnen und mein guter Vater war der erste, der mir für dieses Studium saß. Wir standen jeden Morgen um 6 Uhr auf und wuschen uns ganz mit kaltem Wasser; während ich mich anzog, machte mein Vater Feuer und setzte Wasser zum Kochen auf. Unterdessen blieb der Vater nackt und stand mir zwischen seiner Hausarbeit Modell. Wenn das Wasser kochte, war es Zeit, die Skizze beiseitezulegen, aber am nächsten Morgen wurde sie wieder hervorgeholt, das ist sicherlich rührend wie nur etwas. Ende Juli 1888 starb er und sah im Tod aus wie ein König. Er war ein König und er war und ist mein Abgott. Kein Kind konnte mehr nach seiner Mutter verlangen, als er sich nach mir sehnte, wenn ich fort war. Vor Jahren sagte er zu mir: „Nun wechseln wir Platz, du wirst mein Berater, mein Vater und ich will dein Kind sein“. So war unser Verhältnis zueinander. Ich vergötterte ihn, mehr kann ich nicht sagen.

Die Mutter.

Meine Mutter Josefine war eine Tochter des Lehrers Niggel von Denklingen. Als Lehrerstochter erhielt sie eine gute musikalische Erziehung und beherrschte Violine und Klavier. Auch andere Familienmitglieder zeichneten sich in der Folge in musikalischer Hinsicht öfters aus. Schon in Amerika nützte sie ihr großes Können zum Musikunterricht aus und kam trotz der anfänglich vorhandenen Sprachschwierigkeiten zu einem solchen Erfolg, daß sie bald von ihren Schülern verehrt und geliebt wurde. Schon mit vier Jahren trat ich in einem ihrer Schülerkonzerte auf. Sie gab mir als reiches Erbteil eine gute musikalische Begabung mit. Schon mit vier Jahren konnte ich jede Melodie nachsingen. Leider vertrug meine Mutter das amerikanische Klima nicht und wir fuhren nach England, obwohl sich die Mutter nur ungern von ihren Schülern trennte. Auch hier begann sie wieder mit Musikunterricht und ließ auch vom Vater dafür gleich ein Schild malen: Frau Josefine Herkomer, Musiklehrerin. Sie traute sich aber am Anfang nicht zu viel zu verlangen, nämlich nicht einmal eine halbe Mark für die Stunde. Nur einige Schüler waren es anfänglich und doch mußten wir von diesem bescheidenen Einkommen leben, da Vater nur gelegentlich verdiente. Damit meine Mutter nicht vom Unterricht weg mußte, widmete sich mein Vater eine bestimmte Zeit dem Kochen, wobei ich auch mithalf. Mutter selbst aber brauchte auch im Unterricht oft meine Hilfe. Sie fand es gut, wenn ich mit ihren Schülern sang oder sechshändige Stücke auf dem Klavier spielte, die damals so beliebt waren und zwar die Mittellage. Damals war die Blütezeit der Krinolinen und jede junge Dame deckte mich zu, so gut sie konnte, so daß von mir nichts zu sehen war als ein schwarzhaariger Kopf über einer Wolke von Musselin. Musik machte immer schon einen Teil meines Lebens aus, obwohl man nicht wußte, und auch ich mich nicht erinnern konnte, wie ich die Noten lernte.

(Fortsetzung folgt.)



Illustrierte Monatschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg“.

Begründet v. Stud.-Rat u. Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg; Beiträge an Hanns Frank, Stadl.

Verantwortlicher Schriftleiter:
Dr. H. Ullsamer in Landsberg a. L.

Beilage zur „Landsberger Zeitung“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne
Genehmigung der Schriftlfg. verboten

Nr. 6

36. Jahrgang

1939

Herkomer-Sammlung und Herkomerstiftung

von Paul Winkelmayr

(Schluß)

Aus dem gleichen Grunde setzte er auch ein Mitglied (Wiedenmann) verkehrt, mit dem Rücken zum Beschauer, auf das Bild und ließ einen Stuhl unbesezt. Oft wurde er gefragt, warum er auf diesen Stuhl niemand gemalt habe. Herkomer erklärte dann mit seinem Humor, daß er diesen Stuhl zur Reserve für Weber (Zederbräumar), der ein Gewicht mit weit über 2 Zentnern hatte, hingestellt habe, damit dieser, falls sein Stuhl zusammenbreche, einen Ersatz habe.

Die künstlerische Würdigung der beiden Kolossalgemälde liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit, aber es darf angeführt werden, daß Pietzsch in der Monographie Herkomers die beiden Bilder im Herkomerjaal des Rathauses zu Landsberg so beurteilt, daß diese Landsberg zu einem

Wallfahrtsort der Künstler und Kunstfreunde

aller Nationen werden lassen; und weiter schreibt Pietzsch:

„Das Landsberger Rathaus birgt in sich einen kunstgeschaffenen Schatz von ganz einziger Art, der jedem empfänglichen Besucher einen hohen Genuß spenden muß und aus dessen Betrachtung auch der vermeintlich fortgeschrittenste Maler noch reichliche Belehrungen darüber schöpfen kann, wie man es anzufangen hat, um einfache Wirklichkeitsbilder aus unserer Zeit ganz realistisch und lebensgetreu und doch zugleich in großem Stil und monumentaler Wucht und Wirkung zu malen.“

So schuf sich Herkomer in Landsbergs Rathaus ein bleibendes Denkmal, das auch seinen Namen in der Stadt hochhält für alle Zeit.

Manche Radierungen und Delgemälde schenkte Herkomer im Laufe der Jahre. Um den Landsbergern sein Schaffen zu zeigen, veranstaltete Herkomer eine besondere Ausstellung im Hotel „Goggl“, in der Radierungen und Gemälde zu sehen waren. Diese Ausstellung brachte viele hohe Besucher, so u. a. auch den Herzog von Braunschweig nach Landsberg. Herkomer hatte den Bürgermeister Arnold gemalt, den Bürgermeister Bachmann und den Stadtbaumeister Jais radiert. Diese beiden Radierungen, zusammen mit da und dort erworbenen Radierungen Herkomers, fand man als Wandschmuck nach dem Kriege in den städtischen Büros. Die nach der Inflation stark einziehende Fremdenwerbung aber brachte dann einen neuen Gedanken: Im Landsberger Rathaus eine

Sammlung Herkomerischer Werke

zu schaffen und damit einen noch größeren Anziehungspunkt für fremde Besucher anführen zu können.

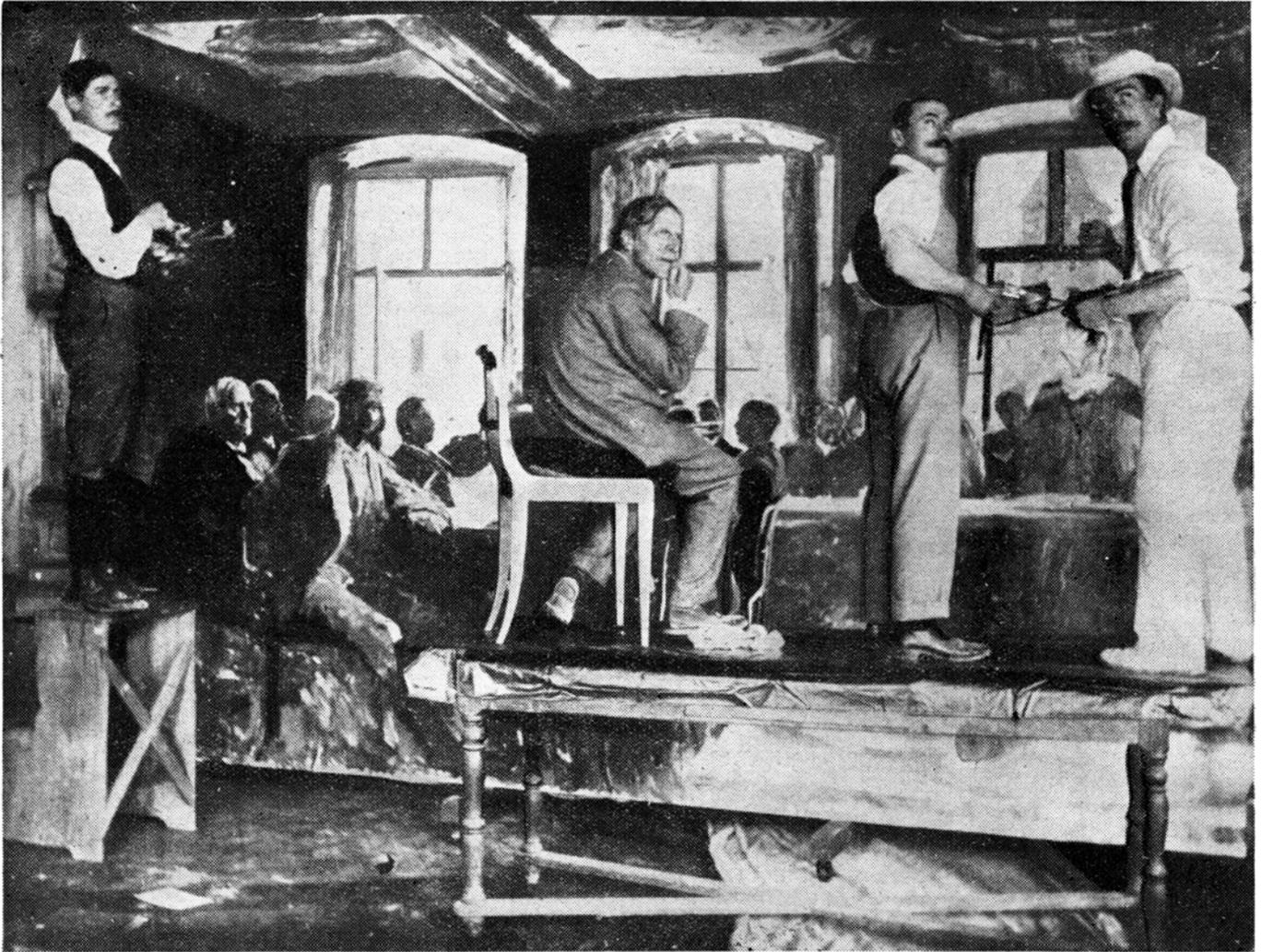
Als im Jahre 1922 der ehemalige Stadtbaumeister Jais von Landsberg in Pölling, wo er in einem der Stadt gehörenden Hause seinen Ruhestand verlebte, starb, erwarb die Stadtverwaltung auf Veranlassung durch Bürgermeister Dr. Baur aus dem Nachlaß eine Anzahl von Herkomer-Radierungen, welche der Grundstock für eine zu errichtende Sammlung Herkomer'scher Werke sein sollten. Durch die Inflation und die Schwierigkeiten der ersten Jahre nach der Inflation wurde aber in dieser Richtung nichts mehr unternommen, bis im Jahre 1926 der Verfasser dieses Artikels als Rathausreferent den Antrag stellte, das hintere Zimmer im 2. Stock des Rathauses, das bislang der Feuert. Feuerwehr als Requisitenkammer diente, freizumachen und als Ausstellungsraum herzurichten. Der Stadtrat entsprach diesem Antrage. Nun gab es viel Vorarbeiten und dank der ganz besonders eifrigen Arbeit des Referatsbeamten, Obersekretär Lindinger, gelang es, eine Reihe von Herkomer'schen Werken als Leihgaben oder als Leihgaben zu erhalten. In besonderer Weise unterstützte auch Lady von Herkomer das Vorhaben.

Am 15. August 1926 wurde das Herkomer-Zimmer mit einem feierlichen Festakt eröffnet. Bereits konnten 11 Werke des Künstlers gezeigt werden, von denen 23 Leihgaben waren, während 18 schon im Besitz der Stadt sich befanden. Frau von Herkomer hatte über die ihrem toten Gatten durch die Errichtung des

Herkomer-Zimmers

im Landsberger Rathaus erwiesene Ehrung eine so große Freude, daß sie bereits unterm 23. August 1926 die von ihr als Leihgaben überlassenen sechs Radierungen dem Rathausreferat als Geschenk überscrib.

Durch die Ueberlassung der damals sehr gut anfallenden Eintrittsgelder aus der Rathausbesichtigung an das Rathausreferat war es möglich, mit diesen Mitteln immer wieder neue Ankäufe vorzunehmen und somit die Sammlung ständig zu vermehren. Neben Radierungen und Gemälden erwarb das Rathausreferat auch die wenig bekannten Zitherkompositionen Herkomers. Besonders konnten schöne Stücke auch von der Lithographischen Anstalt Wöhler, München erworben werden, mit welcher Herkomer viel gearbeitet hatte. Leider mußten aber auch manche wertvolle Gemälde abgewiesen werden, da die Preise für das Rathausreferat nicht erschwinglich waren. Trotzdem war das Herkomer-Zimmer bald zu klein, um all die vielen Werke aufzunehmen. Es wurde daher der Vorplatz vor dem Herkomerjaal als weiterer Ausstellungsraum hergerichtet und bald hing auch hier Bild an Bild. Besonders



Herkomer arbeitet an dem Kolossalgemälde (Kumulativfigur)

(Phot. aus Privatbesitz, K. Archiv L. Gesch. Bl.)

nachdrücklich förderte Lady von Herkomer die Sammlung, indem sie die großen, herrlichen Delgemälde, die heute an der Nordwand des Vorplatzes hängen, Professor v. Herkomer als Professor der Universität Oxford, Professor von Herkomer und Lady von Herkomer in großer Hoftoilette und die Tochter Quenddid darstellend, der Sammlung geschenktweise überließ. Auch das Delgemälde des in Landsberg noch nicht vergessenen Peter Herkomer machte Lady von Herkomer der Stadt zum Geschenk.

Eine ganz besondere Förderung erfuhr die Herkomer-Sammlung durch die Ueberlassung von 9 Lithographiesteinen, von welchen das Rathausreferat im Einverständnis mit Lady von Herkomer Abzüge herstellen ließ. Diese Abzüge signierte und bestätigte Lady von Herkomer mit ihrer Unterschrift. Der Verkauf der Abzüge brachte neue Mittel für den Erwerb weiterer Werke.

Die beiden schönen großen Scheiben, die Herkomer im Jahre 1907 der Feuerschützengesellschaft schenkte mit der Bestimmung, daß sie im Rathaus verwahrt werden, wurden ebenfalls von der Herkomer-Sammlung aufgenommen. Sie sind aber weiterhin im Eigentum der Feuerschützengesellschaft. Eine besonders interessante Schenkung von Lady v. Herkomer war neben 26 Radierungen ein Seidenfächer, bemalt von der Künstlerhand Herkomers. Auf jeder Falte aber stand ein handschriftlich geschriebener Name einer bedeutenden Persönlichkeit. Herkomer hatte diesen Fächer als — G ä s t e b u c h verwendet.

Daß Herkomerzimmer und die Herkomer-Sammlung wurden weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt und in der Weltpresse genannt. Daher kam auch ein immer größer werdender Fremdenzufluß. Um nun auch in den Dämmerstunden und am Abend die oberen Säle besichtigen zu können, ließ das Rathausreferat hier die elektrische Beleuchtung und besonders für die Bilder im

Herkomersaal und Festsaal die Soffittenbeleuchtung einrichten. Diese Beleuchtung ergab erst recht die Schönheit der Bilder und abendliche Führungen im Rathaus erfreuten sich mehrere Monate lang eines regen Besuchs. Dann wurden diese wieder fallen gelassen und erst im Jahre 1938 durch den städt. Kulturbeirat Dr. Fischer mit großem Erfolg wieder aufgenommen.

Um nun aber die Sammlung noch mehr zu erweitern, wurde an die Regierung von Oberbayern der Antrag auf einen Zuschuß gestellt, worauf Regierungspräsident Cz. von Knözinger zweimal den Betrag von je 500 Mark überwies, nachdem er die Sammlung selbst wiederholt besichtigt hatte und mehrmals feststellte, daß eine so geschlossene Sammlung der Werke eines Künstlers von Weltruf äußerst selten sei.

Ueberaus wertvoll war die geschenktweise Zuweisung der Orden und Ehrenzeichen des Künstlers, der Kunstmedaillen und sonstigen Auszeichnungen, die in einem eigenen Glaskasten aufgestellt sind und Ehrenzeichen aus der ganzen Welt aufweisen, so u. a. den preussischen Orden „Pour le merite“ für Kunst und Wissenschaft, sächsische, preussische, bayerische, württembergische, braunschweigische, englische und französische Orden, goldene Medaillen der Weltausstellungen Paris 1878, Brüssel 1897, Wien 1888, Berlin 1886, München 1879 u. a. m.

Weit über alles hinaus aber verewigte sich Lady von Herkomer durch die Errichtung der

Herkomerstiftung.

Sie errichtete im Einvernehmen mit dem Stadtrat diese Stiftung, die rechtsfähigen Charakter erhielt, am 15. Dezember 1929 durch Ueberlassung des Herkomer-Anwesens, Grundstück, Mutterturm und Wohnhaus am Papierfeld.

Mit der Errichtung der Herkomerstiftung gab das Rathausreferat die Herkomer-Sammlung an die Herkomer-

stiftung ab. Es wurden nicht weniger wie 150 Werke des Künstlers übergeben. Das Rathausreferat hatte für die Vermehrung der Sammlung durch Ankäufe in den wenigen Jahren rund 5000 Mk. aufgewendet, die, wie schon erwähnt, aus Eintrittsgeldern bestritten wurden, daher also die Stadtkasse nicht im geringsten belasteten. Im weiteren wurden aus den gleichen Mitteln für das Rathaus insgesamt über 800 Mk. zu Verbesserungen aufgewendet. Eine Sammlung mit über 165 Werken übergab der Referent der Stiftung im Jahre 1933 seinem Nachfolger.

Als Lady von Herkomer am 23. Juni 1934 in Bujhey starb, vermachte sie der Stadt Landsberg 200 Pfd. Sterling zur Errichtung eines Heimes für arme Leute in der Stadt Landsberg und 100 Pfd. Sterling als Kapital, aus dessen Zinsen der Bürgermeister der Stadt Landsberg Preise für das alljährliche Herkomer-schießen der Feuer-schützengesellschaft beschaffen soll.

Zu einer ganz besonderen Sehenswürdigkeit gestaltete sich die im Jahre 1931 veranstaltete

Herkomer-Gedächtnis-Ausstellung

im Rathaus zu Landsberg. Vom Juli bis Oktober dauerte diese Ausstellung, um deren Zustandekommen sich im besonderen der Leiter des Verkehrsvereins, Stadtrat und Gewerberat Müller, verdient gemacht hat. Fast 300 Werke des Künstlers waren in den Sälen und Vorplätzen



Bleistiftskizzen Herkomers für das Kollofalgemälde

(Phot. aus Privatbesitz. Kl. L. Gesch. Bl.)

des Rathauses ausgestellt, wovon nahezu die Hälfte als Leihgaben aus Privat- und Galeriebesitz gewonnen wurden, so u. a. von Baron v. Kramer-Klett, v. Krupp, vom Haus Wahnfried in Bayreuth (Richard Wagner), von der Kunsthalle Hamburg, von Lady von Herkomer, von Henschel-Kassel, der Nationalgalerie Berlin, der Generalverwaltung des Preussischen Königshauses, Kommerzienrat Roedel u. v. a. m.

Leider zogen andere Besitzer Herkomerscher Werke ihre Zusage kurz vor der Ausstellung wieder zurück, da sie durch den damals stattgefundenen Brand des Glaspalastes in München für ihre Gemälde fürchteten.

Die Ausstellung hatte einen ungeahnten Erfolg und wies fast tagtäglich hohe Besucherziffern, besonders auch aus dem Ausland auf, zumal gerade die Londoner Zeitungen die Ausstellung in langen Aufsätzen besprachen und dabei auf die in England und besonders in der kgl. Residenz in London befindlichen Gemälde Herkomers hinwiesen.

Der Name des weltberühmten Künstlers wird mit der Stadt, in der seine Werke sorgsam gesammelt und gepflegt werden, in der Stadt, in welcher er zu Ehren seiner Mutter den gewaltigen Turmbau errichtete, für immer verbunden sein.

Möge sich die Sammlung Herkomerscher Werke weiter mehren, zum Ruhme des Künstlers und der Stadt Landsberg.

Dominikus Zimmermann schuf Haus und Raum mit seiner Kunst und Herkomer füllt mit seinen Meisterwerken, die von einem gleich Großen in der Kunst geschaffenen Räume zum

Wohle der Stadt!

Bilder aus meinem Leben

von Hubert Herkomer (1889)

(Fortsetzung.)

Ich übte zwar nicht, aber ich konnte doch gewöhnlich, was meine Mutter von mir verlangte. Ich muß aber sagen, daß ich, so sehr ich meine Mutter liebte, ihren Beruf haßte und ich fühlte eine tiefe Verachtung über die Dummheit der Schüler, die nach wiederholten Versuchen unfähig waren, das fertig zu bringen, was ich gar nicht zu lernen brauchte. Und doch war sie es, die mit ihren wöchentlichen Einnahmen von 30 Schilling uns jahrelang erhielt. Vaters schon vorher erwähnte Diätkur machte sie oft ganz unglücklich. Meine Mutter hoffte im geheimen, daß ich Berufsmusiker werden würde. Für bildende Kunst hatte sie wenig übrig, wenn sie auch stolz war auf alles, was ich machte und es allen Leuten zeigte, so hoffte sie doch im innersten Herzen, daß ich Musik als Beruf wählen würde, im Gegensatz zu meinem Vater, der schon bei meiner Geburt gesagt haben soll: „Dieser Knabe soll mein bester Freund sein und er soll ein Maler werden“. Als wir in Deutschland waren, schrieben wir der Mutter jede Woche und ich kann zu meiner Freude sagen, daß ich schöne Briefe geschrieben habe, voll Liebe und Ehrerbietung. Vor kurzem fand ich einen dieser Briefe, in welchem ich sie um Verzeihung bat für all die Aufregungen, die ich ihr in meinen früheren Jahren gedankenlos verursacht und sagte, daß ich in Zukunft immer nur daran denken wolle, wie ich sie und meinen Vater glücklich machen könnte. 1870 konnte ich ihr mein erstes Bild nach längerer Abwesenheit zeigen. Das war ein Freudentag und meine Mutter schickte ihre Schüler an diesem Tage früher fort, um mir einige deutsche Spezialgerichte zu kochen, von denen sie wußte, daß ich sie gerne aß. Für dieses Bild erhielt ich in einer Ausstellung 800 Mark. Nun konnte ich endlich meinen Eltern helfen, aber meine Mutter wollte ihren Unterricht noch nicht aufgeben. 1872 konnte ich meiner Mutter die ersten richtigen Ferien verschaffen — sechs Monate in Garmisch. Als ich nun 1873 für zwei meiner Bilder über 15 000 Mark einnahm, konnte ich daran denken, ihr ein Heim zu schaffen und sie von ihrer Arbeit wegzubringen. Das Abschiednehmen von ihren Schülern war rührend; denn sie kannten ihren guten und schönen Charakter. Dann richtete sie alle ihre Bücher zusammen und errechnete die ganze Summe, die sie durch ihren Unterricht verdient hatte. Diese Bücher werden das süßeste Vermächtnis sein, das sie mir hinterlassen konnte. Selbstaufopferung für andere und übergroße Güte gegen andere waren ihre Haupteigenschaften. Sie hatte ein lautes Gemüt mit einer seltsam geistigen Beimischung, was ihr eine Empfindsamkeit gab, wie sie wenige besitzen. Meine Mutter konnte das Leid meiner ersten Ehe nicht mehr mit ansehen. 1878 verließen mich die Eltern und zogen nach Landsberg. Ich besuchte sie im nächsten Jahre und es fiel mir auf, daß meine Mutter sich verändert hatte. Nach meiner Rückkehr von der Ramsau verbrachte ich noch eine sehr glückliche Zeit bei meiner Mutter. Als ich Abschied nahm, bemerkte ich, wie schmerzlich ihr der Abschied war. Am Vorabend vor Weihnachten kam ein Brief, der mir mitteilte, daß sie krank sei. Am Weihnachtabend kam das Telegramm mit der Todesnachricht. Der Arzt konnte die Todesursache nicht genau feststellen. Aber ich wußte es nur zu gut und sie ist nicht die erste Frau ihrer Veranlagung, die sich zu Tode gequält hat. Ich kaufte das Haus, in dem sie starb, und das anliegende Grundstück. Daneben baute ich den „Mutterturm“. Möge der Turm allen, die ihn sehen, von der Liebe erzählen, die ich zu meiner teuren Mutter trug.

(Schluß folgt.)

Die Herkometerkonkurrenz 1905 bis 1907

Von Hanns Frank-Stadt

Ist auch Hubert von Herkomer in Landsberg als Maler ziemlich bekannt und seine künstlerische Bedeutung durch die bekannte Sammlung im Rathaus jedermann klar, so wissen viele doch nicht, besonders jene aus der jüngeren Generation, daß ihm auch ein sehr wesentliches Verdienst um die Förderung des Kraftwagens zukommt. Da aber unter unseren Lesern neben vielen Kraftfahrzeugbesitzern auch sehr viele dabei sind, die sich über alles, was damit zusammenhängt, interessieren, möchten wir nicht unterlassen, auch diese Seite seines vielseitigen Lebens, umso mehr sie enge Beziehungen zu Landsberg hat, einmal deutlicher herauszuschälen. Da in den Geschichtsblättern aus jenen Jahren dieser uns heute bemerkenswerten Tatsache fast gar keine Erwähnung geschieht, ist es auch unsere Pflicht, dieses Ereignis endgültig festzuhalten.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts begann allmählich sich der Automobilsport etwas zu verbreitern. Allerdings war er eine noch sehr kostspielige Angelegenheit, kostete doch ein Wagen meist noch 20-40 000 Mark. Unter den wenigen Automobilisten jener Zeit befand sich nun auch Herkomer. Seiner auch sonst üblichen Art gemäß, daß er gewonnene Erkenntnisse immer auch andern geben und mitteilen wollte, war er ein eifriger Förderer und Propagandist des neuen Sports in Wort und Schrift. Seine Stellung hierzu charakterisiert er einmal in einem Londoner Automobilklub bei einem Vortrag: „Ich bin nie Sportsmann gewesen und habe in meinem Leben nur zweimal auf einem Pferde geessen. Ich bin kein Jäger und spiele auch nicht Billard. Aber ich bin ein Mann der Technik und der Praxis und in dieser meiner Eigenschaft habe ich den großen Nutzen und die große Zukunft des Automobils erkannt.“ (1907.) Schon im Jahre 1904 will er einen Zusammenschluß der Kraftfahrer in der „Motorchaft“. Durch den geistigen Zusammenschluß derselben soll die Opposition gegen das Auto und der Maschinenfeinde überwunden werden. Um aber den teilweise berechtigten Klagen der Bevölkerung entgegenzukommen, verlangt er für den Kraftfahrer den Befähigungsnachweis und die Fahrschule. Seine Forderungen, daß jeder Fahrer ein gelernter Mechaniker sein muß, fahren können soll und Charakter habe, kommen uns ganz zeitgemäß vor. Gegen die Autoräder nimmt er auch schon Stellung, wenn er schreibt: „Zweifellos haben wir Motorinsassen genau dasselbe Anrecht auf die Landstraße wie die Lenker eines jeden anderen Fahrzeuges, aber meine Brüder, bitte nicht mehr.“ Bei dieser Gelegenheit hebt er auch die Bedeutung des Automobils für den Maler hervor. „In diesen 14 Monaten habe ich mehr von der Natur gesehen als in meinem übrigen Leben zusammengenommen.“ Herkomer fuhr als ersten Wagen einen französischen Paardswagen, der zweimaliger Sieger in einem Rennen war. 1904 aber hat er sich einen deutschen 28/32 P.S.-Daimler gekauft.

Herkomer hat seine bayerische Heimat nie vergessen, wenn er auch englisch besser als deutsch schrieb und sprach. Es berührt uns sehr sympathisch, daß er schon 1903 eine sehr interessante Werbung für Autofahrten in Bayern in einer englischen Automobilzeitschrift erscheinen ließ, die bei seiner damaligen künstlerischen und gesellschaftlichen Bedeutung von stärkster Wirkung war. Da er den Brief aus Landsberg schrieb, wollen wir ihn im Wortlaut bringen:

„Ich hoffe, daß jene Automobilisten, die mit ihren Wagen Bayern bereisen wollen, davon unterrichtet sind, daß das deutsche Benzin vom englischen verschieden ist und daher die Mündung des Benzinzufuhrrohrs etwas vergrößern lassen. In Anbetracht des warmen Klimas ist auch die Motorkühlung keine so kräftige, weshalb man für einen größeren Wasservorrat Vorsorge treffen muß. Es ist ferner unbedingt notwendig, den Benzingehalt des Gasgemisches zu verändern, weil sonst die Zylinder übermäßig überhitzt werden und die Kolben stecken bleiben.

Jedermann, der die Absicht hat, Bayern und Tirol im Auto zu bereisen, soll dem Bayerischen Automobilklub beitreten, dessen rühriger und liebenswürdiger Präsident, Professor Pöllmann, zu jeglicher Auskunft und Unterstützung bereit ist. Wenn auch manche Straßen

noch viel zu wünschen übrig lassen, so ist Südbayern doch ein ideales Land für Automobiltouren. Die Bevölkerung ist freundlich und überall ist für gute Unterkunft gesorgt. Die Pferde sind an die Automobile noch nicht gewöhnt, man muß daher sehr auf der Hut sein und wenn nötig sogar anhalten und den Motor abstellen. Der Tourenwagen muß, wenn man die bayerischen Alpen kennen lernen will, natürlich ein guter Bergsteiger sein, denn manche Straßen sind ausnehmend steil. Allerdings gibt es wieder lange Strecken, die absolut eben sind. Hier in Bayern wird der Automobilsport eifrig gepflegt und man darf vom deutschen Unternehmungsgeist in den nächsten Jahren noch viel erwarten.“

In einem anderen Brief schreibt Herkomer weiter:

„Bayern hat vor allem keine — der in England für den Kraftfahrer so unangenehmen — Straßenhecken. Die Luft ist klar und durchsichtig — statt der häufigen englischen Nebel, daß man meilenweit den Weg überblicken kann und schon von weitem jede Straßenkrümmung gewahrt wird. In diesem Lande wären also, vom Verkehr in belebten Straßen abgesehen, so strikte Geschwindigkeitsvorschriften wie in England absurd. Ich möchte noch auf einen andern Punkt hinweisen. Was mir das Automobilfahren zu einem besonderen Vergnügen macht, ist die bequeme Möglichkeit, landschaftliche Schönheiten einer Gegend zu genießen. Ich streite allerdings jedermann ab, daß er bei einem Eindruck von mehr als 30 Kilometer einen bleibenden Eindruck von der durchfahrenen Gegend behält. Ueber diese Bemerkung werden natürlich die pressanten Schnellfahrer lächelnd die Achseln zucken. (Wir allerdings heute auch!) Die offizielle Klubzeitschrift befürwortet warm Herkomers Anregung und meint: „Wer daher seine Ferienzeit abseits von den ausgetretenen Reisepfaden verbringen will, kann nichts Besseres tun, als sich möglichst bald mit seinem Wagen auf ein paar Wochen nach Bayern zu begeben.“

Aus dieser autotouristischen Einstellung heraus erwuchs nun auch im Jahre 1903 die Stiftung des Herkometerpreises. Wie es dazu kam, berichtet Pöllmann:

„Meine Frau und ich waren wieder einmal Gast in Landsberg. Nach Tisch zogen Professor von Herkomer und ich uns zurück in das traute Zimmer im ersten Stock. Wir sprachen von allerhand und kamen schließlich auch auf den Bayerischen Automobilklub zu sprechen, dessen Mitglied der Meister kurz vorher geworden war. Ich sprach von meinem Bemühen, den B. A. K. weiter voranzubringen, daß es aber dazu einer großen Sache bedürfe und bat ihn schließlich im Hinblick auf unsere Freundschaft, er möchte mich tatkräftig in meinen Plänen unterstützen. Beim Abschied versprach er es, er wollte nur noch überlegen in welcher Form. Schon nach drei Tagen erhielt ich eine Einladung, wieder nach Landsberg zu kommen, er wolle mir eine wichtige und vielleicht erfreuliche Mitteilung machen. Draußen eröffnete er mir nun, eine Trophäe zu stiften im Werte von mindestens 10 000 Mark, welche er selbst entwerfen, modellieren und ausführen werde.“

Wir besprachen dann sogleich die Grundbedingungen und ihre näheren Einzelheiten, daß der Preis nicht für Rennwagen, sondern für Tourenwagen bestimmt sei und daß er dazu dienen soll, nicht Rennungeheuer zu züchten, sondern dem Publikum einen möglichst praktischen, zuverlässigen Tourenwagen zu einem annehmbaren Preis bringen möge. Ein Motiv, das zweifellos beim Meister für die Stiftung mitsprach, war wohl das Gefühl der Dankbarkeit, denn Herkomer verdankte dem Automobil eine bedeutende Besserung seiner Gesundheit, die, seit er fährt, immer mehr zutage getreten ist.“

Pöllmanns Nachfolger im B. A. K., Ehren-Motoring, erreichte später noch als Zusage, daß Herkomer auch den jeweiligen Sieger kostenlos malen würde. (Bei seinen damaligen Porträtpreisen von 20 000-40 000 Mark eine sehr ansehnliche Verbesserung des Preises.

(Schluß folgt.)



Illustrierte Monatschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg“.

Begründet v. Stud.-Rat u. Stadtarchivar J. J. Schober + Landsberg; Beiträge an Hanns Frank, Stadl.

Verantwortlicher Schriftleiter:
Dr. H. Ullmer in Landsberg a. L.

Beilage zur „Landsberger Zeitung“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne Genehmigung der Schriftlfg. verboten

Nr. 7

36. Jahrgang

1939

Baugeschichte von Herkomers „Mutterturm“.

Nach Berichten seines Erbauers Franz Xaver Sepp.

Die Eltern Professors Herkomer siedelten im Jahre 1874 von Bushey in England wieder nach Bayern über. Sie wollten ihren Lebensabend in der Nähe ihres Heimatortes Waal zubringen. Zum Aufenthalt wurde schließlich Landsberg gewählt; jedenfalls aus dem Grunde, weil sowohl Waal, der Geburtsort des Vaters, als auch Denkingen, der Geburtsort der Mutter, leicht zu erreichen waren und auch die Schwester der Mutter, die Lehrerswitwe Papst, in Landsberg wohnte, aus deren Familie der berühmte Generalmusikdirektor Eugen Papst in Köln hervorging.

Zuerst fanden die Eltern Wohnung in der alten Pflugsfabrik und, als diese einmal abbrannte, im Hause des damaligen Zimmermeisters Lüh am Papierfleck. 1885 kaufte Herkomer das Häuschen und richtete es für sich und seinen Vater ein. Die Mutter war schon im Jahre 1879 in Landsberg gestorben. Professor Herkomer selbst verblieb in England und verbrachte nur einen Teil seiner Ferien teils in Landsberg, teils im Gebirge. Aber auch während dieser Zeit arbeitete er unermüdet. Dabei machte sich jedoch der Mangel eines geeigneten Raumes als Atelier immer sehr unangenehm bemerkbar. Schon beabsichtigte er, wieder ein bewegliches Atelier herzustellen, wie er es in den Alpen verwendete, als sein Vater meinte, das selbe lieber gleich massiv aus Stein zu bauen und zwar in Form eines Turmes, der dann zugleich dem Andenken seiner verstorbenen Mutter gewidmet sein sollte.

Zur selben Zeit wurde das abgebrannte Fabrikauwejen wieder aufgebaut, dabei verwendete man zu den Grundmauern den bei uns ja vielfach gebrauchten Tuffstein. Dieses Material gefiel Professor Herkomer so gut, daß er nach reiflicher Ueberlegung beschloß, nicht bloß die unteren Stockwerke des Turmes aus Stein zu bauen, sondern den gesamten Bau aus diesem Material erstellen zu lassen. Auch das Grabmal über der Familiengruft und sein Landhaus in England ließ er aus bayerischem Tuff ausführen. Der Tuff selbst kam aus der Gegend von Vaterzell, dort, wo der berühmte Eibenwald steht, und wurde mit Fuhrwerken über Wessobrunn durch Rottler Bauern hierhergeführt.

Der Plan zu dem Turm wurde nach des Professors Idee in England ausgearbeitet und zur Genehmigung dem hiesigen Stadtbauamte vorgelegt. Zu diesem Zwecke

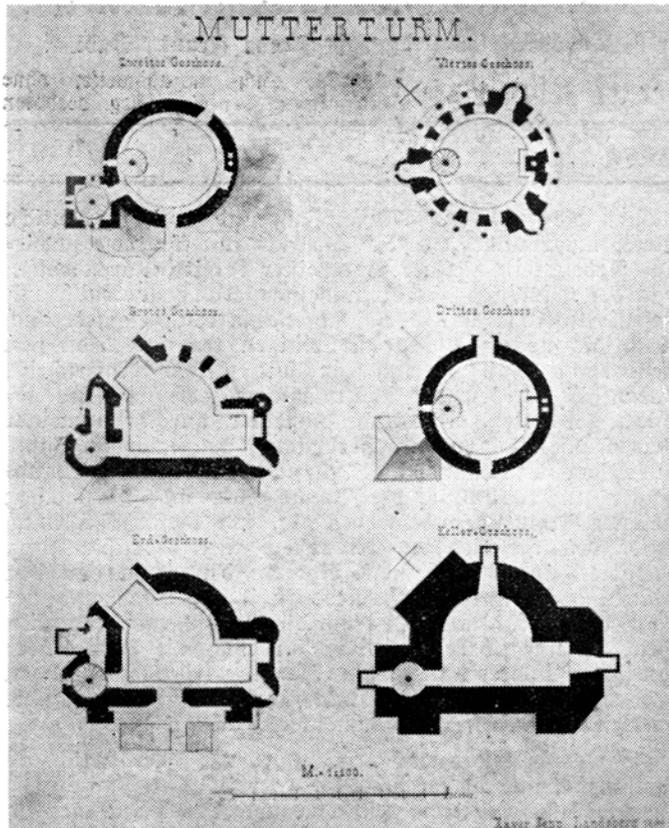
mußten die englischen Maße, Fuß und Zoll, in deutsche Meter umgerechnet werden. Da sich nun für diese schwierige Arbeit kein hiesiger Baumeister bereit erklären wollte, trat der damalige Stadtbaumeister Fais an mich mit diesem Auftrage heran. Ich übernahm ihn, zeichnete auch gleich die neuen Pläne mit einigen technisch bedingten Änderungen und versah ihn mit meiner Unterschrift. Daraufhin wurden die Pläne wieder nach England geschickt. 1884 ließ der Stadtbaumeister durch Baumeister Regele das Fundament herstellen. Im nächsten Jahre leitete der Stadtbaumeister mit Herkomer die Verhandlungen zur Vergabung der Bauarbeiten ein. Die meisten hiesigen Baumeister bewarben sich um die Ausführung. Unter den verschiedenen Eingaben aber vermischte Prof. Herkomer eine mit meinem Namen, den er ja von den Plänen her kannte. Ich wurde zu ihm gerufen und gefragt, warum ich mich nicht um die Ausführung beworben hätte. Meine Bedenken, daß ich noch nie solche oder ähnliche Bauwerke ausgeführt habe, wurden übergangen und es wurde mir die Bauausführung übertragen. Die Oberleitung hatte Stadtbaumeister Fais.

Da es verwunderlich erscheint, warum gerade ich als Steinmetzmeister diesen sicherlich nicht einfachen Bauauftrag bekommen habe, sei mir gestattet, zuvor etwas aus meinem Leben zu erzählen. Ich wurde 1836 zu Landsberg, im Hause Bergstraße 406, geboren und lernte nach meiner Schulzeit in unserer Stadt das Steinmetzhandwerk. Nach Beendigung der langen Lehrzeit kam ich auf meiner dreijährigen Wanderschaft nach Buchloe, München, Wien, Passau, Regensburg und Augsburg. Darauf verbrachte ich einen Teil meines Militärdienstes beim 7. Jägerbataillon in Landsberg. Schon nach kurzer Zeit kam ich in das technische Baubüro der Pioniere in Ingolstadt, von dort nach Neu-Ulm und dann nach Bestehen der Garnitionsbauaufseherprüfung wieder zurück nach Landsberg, wo ich das gesamte Bauwesen beaufsichtigen mußte. Da ich schon vorher die Baugewerkschule in München besucht hatte, und mich noch theoretisch weiter im Baufach ausbilden wollte, besuchte ich, obwohl schon Sergeant, an den Sonntagsvormittagen in der hiesigen gewerblichen Fortbildungsschule den Zeichenunterricht. Außerdem zeichnete ich für den Stadtbaumeister verschiedene Pläne und erlernte unter ihm das Nivellieren.

Als Bauherr erwies sich Professor Herkomer sehr ungenügend, da er in finanzieller Hinsicht keine einschränkenden Bedingungen stellte. Er verlangte zwar im vornhinein, daß überall praktisch und vorteilhaft gearbeitet werde und daß jeder Handwerker anständig daran verdienen sollte, wollte aber vor unberechtigten Ueberforderungen geschützt

sein. Als sich einmal der Stadtbaumeister bei einer Materialberechnung irrte und mit einer bedeutenden Nachforderung kam, war er deshalb auch nicht ungehalten. Vor Beginn des Baues stellte ich von dem Turm ein Modell im Maßstab 1:50 her, an dem jeder einzelne zu bearbeitende Stein genau und deutlich zu erkennen war, damit die arbeitenden Steinmexen sich leichter taten. Das Modell gefiel Herkomer so gut, daß er es gleich bemalte und mit nach England nahm. Er zahlte mir dafür sofort 120 Mark und als ich vorher noch einige Gipsabgüsse für mich gefertigt hatte, mußte ich ihm später auch noch einige derselben geben.

Es war keine einfache Arbeit, auf Grund dieses ziemlich komplizierten Grundrisses mit den Tuffsteinen das Mauerwerk aufzuführen. Die Mauerflächen unterbrechen kleine Fenster und Türmchen, so daß fast kein Stein die gleiche Größe und Form hatte. Wenn man bedenkt, daß die Mauern des Turmes eine Höhe von 22,90 Metern hatten und insgesamt 56 Schichten mit 2360 Quadern gebaut wurden, so ist das wohl eine ganz ansehnliche



Grundrisse des Mutterturms

(Phot. F. X. Sepp. Kf. Archiv L. Gesch. St.)

Leistung. Dazu kam noch, daß die Steine ein gewaltiges Gewicht aufwiesen. So wurden Stücke verwendet mit einem Gewicht von über 120 Zentnern. Diese Lasten wurden emporgezogen mit einer starken Steinzange, welche ich eigens für diesen Bau in der Sandauer Hammerschmiede machen hatte lassen. Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen kam es einigemal vor, daß ein Stein ausriß und herunterfiel. Einmal sauste einer ganz knapp neben dem zuschauenden Vater Herkomers herunter auf den Boden.

Als der Turm ungefähr in halber Höhe stand, erschien Professor Herkomer in Landsberg, um nach dem Fortschritt der Arbeiten zu sehen. Aber er war sehr erstaunt als er wegen des ausgedehnten Gerüsts nicht viel davon sehen konnte. Er ruft mich zu sich und sagt: „Sie, Sepp, ich kann das Gerüst nicht mehr anschauen. Ich möchte sehen, wie der Turmbau vorwärts schreitet. Sie sollen bauen ohne Gerüst, so wie man in Amerika baut“. Da ich natürlicherweise sehr verdutzt schautz, erklärte er mir weiter: „In die Mitte des Turmes kommt ein Mast mit einem Kran, der sich nach allen Seiten drehen läßt.

Warten sie, ich komme in vier Wochen nach Amerika und schicke ihnen eine Zeichnung“.

Aber es dauerte fast ein halbes Jahr, bis am 8. Juli 1886 aus England ein Brief kam: „Lieber Sepp! Der Mast Kranich ist schon von Amerika abgeschickt — das heißt — das ganze Eisenwerk. Den Mast müssen Sie herstellen. Ich will dafür bezahlen. Alles ist genau beschrieben und gezeichnet. Es soll gleich gemacht werden und in Gebrauch kommen. Wer diesen Kranich versteht, tut sich sehr leicht, ihn zu behandeln. Schreiben Sie, wie weit Ihr Turm vorangeschritten ist. Wir kommen im August. Die amerikanischen Architekten mußten sehr lachen über das Gerüst auf der Photographie vom Mutterturm“. Wirklich kamen auch am Landsberger Bahnhof schwere Kisten an mit einem erklärenden Brief, in dem es hieß: „Weil der Sepp nicht glauben will, daß man in Amerika so baut, schicke ich ihm gleich einen solchen Kran, aber er muß damit bauen.“ Auch die versprochene Zeichnung lag dabei.

(Schluß folgt.)

Die Herkometerkonkurrenz 1905 bis 1907

von Hanns Frank-Stadt

(Schluß.)

In den daraufhin noch genauer formulierten Bedingungen heißt es: Ausschlaggebend für den Wettbewerb um diesen Preis soll nicht die Geschwindigkeit des Wagens sein, obwohl ein gewisses Maß an Geschwindigkeit erreicht werden muß, sondern vorwiegend die Zuverlässigkeit, die Leistungsfähigkeit im Bergfahren, die Güte der Bremsen, der Verbrauch an Betriebsstoff, Geschwindigkeit und Bequemlichkeit der Karosserie und Unterbringung von Gepäck und Werkzeug.

Nach länger dauernden Verhandlungen konnte erst längst nach Fertigstellung der Trophäe, die schon 1904 auf einer Londoner Ausstellung gezeigt wurde, im Jahre 1905 die erste Durchführung erfolgen. Als Deutsche Automobilwoche fand sie vom 10.—17. August statt. Es gab neben dem Bergrennen noch eine Geschwindigkeitskonkurrenz mit eigenem Preis eines anderen Stiflers. Die dreitägige Tourenfahrt führte von München nach Baden-Baden (386 Kilometer), Nürnberg (329 Kilometer) und wieder nach München (236 Kilometer). Sieger wurde Ladenburg auf Mercedes, der damals vielfach als französische Marke betrachtet wurde. Herkomer hatte am 2. Juli seinen Preis geschickt und war selbst am 27. nach München gekommen. Unlänglich eines Festessens im Künstlerhaus zeichnete Herkomer eine Menükarte. Die Darstellung zeigt die „Zukunft an das Auto gefesselt“. Herkomer bekam in der Schönheitskonkurrenz für seine Karosserie den 1. Preis. Seine vervielfältigte Menükarte erhielten alle Teilnehmer.

1906 folgte die zweite Austragung der Konkurrenz, weil Ladenburg aus Frankfurt stammt, von dort aus. Die Strecke wurde bedeutend verlängert. Frankfurt—München (400 Kilometer), Linz (260 Kilometer), Wien (183 Kilometer), Klagenfurt (316 Kilometer), Innsbruck (322 Kilometer), München (149 Kilometer). Die Teilnehmerzahl hatte sich von 73 auf 154 erhöht. Auch der Bruder des Kaisers, Prinz Heinrich, fuhr mit. Ein indirekter Erfolg war auch der, daß Papst Pius X. zum erstenmal ein Auto benützte, während es sein Vorgänger Leo XIII. es noch als „Sünde“ bezeichnete. Der Sieger der zweiten Fahrt Dr. Stöß fuhr einen Horchwagen mit 22 PS. Der Motor ist im Deutschen Museum ausgestellt. Leider wurde dabei der Tod eines Bauern verschuldet.

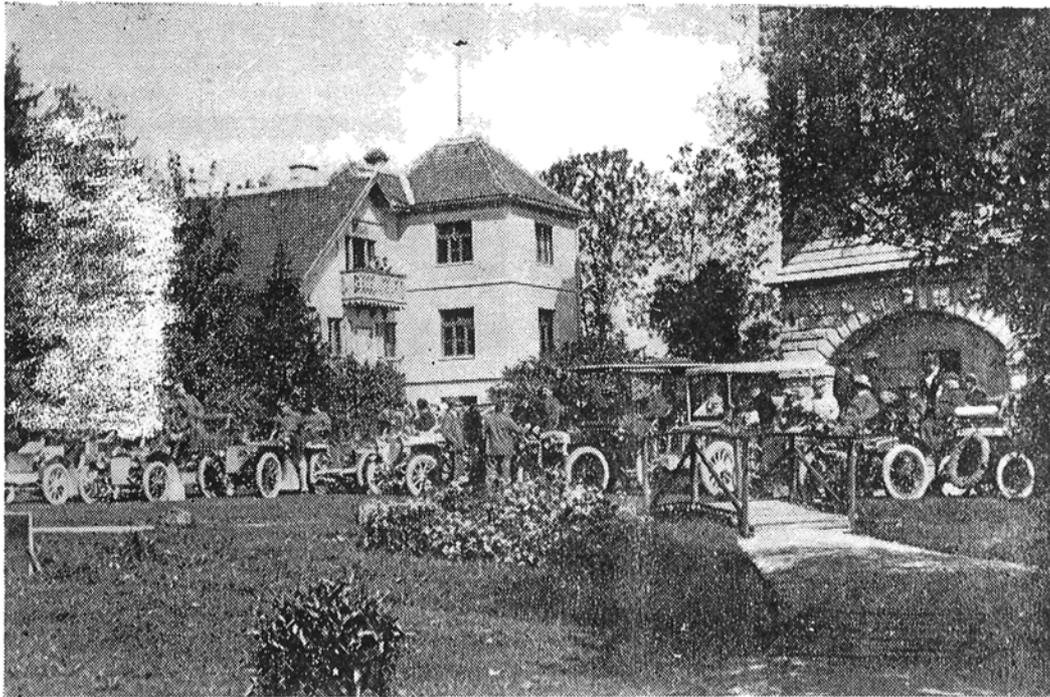
Die entscheidende letzte Austragung des Preises fand unter dem Namen Herkometerkonkurrenz vom 4.—11. Juni 1907 statt. Da bei dieser Fahrt auch Landsberg berührt wurde, wollen wir eingehender davon berichten. Schon am 21. Januar konnte das „Landsberger Anzeigebblatt“ über das Programm berichten. Dabei war vorgesehen am 8. Juni eine Etappe Lindau—Rempten—Kaufering—Starnberg und am 10. nach dem Kesselbergrennen des Vormittags eine weitere Etappe: Urfeld—Partenkirchen—Ettal—Obcrammberg—Schongau—

Landsberg (Benzin- und Oelstation) — Augsburg mit 220 Kilometern durchzuführen. Im April wurde die gesamte Strecke von über 1800 Kilometer befahren. Die Anmeldungen waren trotz eines Nenngebels von 360 Mk. sehr zahlreich, es wurden 189 Wagen gemeldet. Ein Richterstatter vergibt nicht den gewaltigen Wert dieser Wagen zu berechnen und kommt auf die Summe von 1.805.300 Mark. Der teuerste Wagen, ein 6-Zylinder-Mercedes, kostete 42.000 Mark, der des Siegers, ein 4-Zylinder-Mercedes, 30.000 Mark und der billigste Wagen, ein Opel, „nur“ 8000 Mark.

Die endgültig ausgewählte Strecke führte nun von Dresden über Eisenach, Mannheim nach Lindau. Zwischen Lindau und München wurde im Forstenrieder Park eine Schnelligkeitskonkurrenz eingeschaltet. Nach dem Ruhetag in München ging es nach Kochel. Dort war auf der damals neuen Kesselbergstraße die Bergprüfung. Von dort schloß sich die etwas abgeänderte Etappe bis Augsburg an. Der 222 Kilometer lange Kurs ging nun über Par-

10. Juni kamen nun die ersten Teilnehmer der Konkurrenz über Wessobrunn nach Landsberg. Ein offizieller Führer beschrieb unsere Straßenstrecke sehr genau und erwähnte auch die gefährlichen Stellen, welche außer dem noch durch Soldaten mit verschiedenen Flaggen genau gekennzeichnet wurden. Trotzdem fuhr an der berühmten Kurve bei Leugensfeld der Wagen Nr. 33 an der Gartenzaun. Als erster Fahrer kam der spätere Sieger Ladenburg um 12.25 Uhr am Bayertor ein. Bis 8 Uhr abends hatten sämtliche Wagen auch die gefährdete alt Bergstraße ohne Unfall passiert. Professor Hertomer war bei der Durchfahrt nicht anwesend und hat sich auch diesmal nicht an der Fahrt beteiligt. Edgar Ladenburg kam nun in den endgültigen Besitz des schönen Hertomerpreises.

Der Preis selbst bestand aus einer Silbergruppe. Eine wirbelnde Staubwolke stellt das dahinfliegende Auto dar. Auf dem Wirbel sitzt vornübergeneigt der griechisch-gott Merkur, einen Siegeskranz gleich einem Steuerrai



Die Kraftfahrzeuge der Hertomerkonkurrenz am 10. Juni 1907 vor dem Müttereturm

(Phot. aus Privatbesitz. St. Archiv der G. Weich. Bl.)

tenkirchen, Weilheim, Wessobrunn nach Landsberg und dann nach Augsburg. Die letzte Etappe von Augsburg nach Frankfurt a. Main brachte anschließend noch das Rennen um den Kaiserpreis für Tourenwagen im Taunus.

Hertomer selbst hat nochmal auf seine Absichten und Bedingungen deutlich hingewiesen. Teilnahmerechtig waren nur Tourenwagen mit mindestens vier bequemen Sitzen, Kotflügel und bequemem Trittbrett. Die Punktwertung geschah so, daß eine genau vorgeschriebene Zeit von 45 Minuten nicht überschritten werden sollte, welche zum Reinigen, Schmieren und Oelen, Einnahme von Betriebsstoff und Wasser, sowie nötigen Reparaturen und Verrichtungen freigegeben war. Reifenwechsel war dabei nicht gestattet. Der Sieger war der Wagen mit der geringsten Punktzahl. Jeder unfreiwillige Aufenthalt während der Fahrt, besonders zur Wasseraufnahme, wurde von einem mitfahrenden Kontrolleur mit Punkten belegt. Mehr als 50 Punkte schlossen von der Bewertung aus. Bei der Schönheitskonkurrenz wurde die äußere Form die Lackierung, die Polsterung, die Laternen, die Schuhvorrichtungen gegen Regen, Staub und Wind, die Gepäckunterbringung, das Werkzeug und das sonstige Zubehör nach Punkten bewertet. Der eigene Schönheitspreis aber wurde nur erteilt, wenn er auch die Fahrt ohne Auscheiden durchgehalten hatte.

Eine sensationlüsterne Presse meldete von der Fahrt zahlreiche schwere Unfälle, die sich aber alle nachträglich als falsch und übertrieben darstellten. Am Montag den

in der Hand haltend; hinter ihm thront ein weiblicher Genius, das Dahinstürmen in heller Lust genießend. Nutzen und Vergnügen, die wir dem Automobil verdanken, sind durch diese beiden Figuren dargestellt.

Wenn wir nun rückblickend den Erfolg dieser Fahrten betrachten, so müssen wir zuerst feststellen, daß leider nicht alle Zeitgenossen ihren Wert und Sinn begriffen haben, wie folgende Pressestimme beweist: „Die „Hertomerrei“ ist endlich vorbei. Die Raserei hat sich innerhalb dreier Jahre dreimal abgespielt, immer mit den gleichen Verlusten, zertrümmerte Gefährte und Knochen, eine Summe von Menschen- und Tierleichen, Schwer- und Leichtverletzten bedeckten den Rennweg. Der berühmte Maler Hertomer in London, der in seiner angeborenen altbayerischen Sportliebhaberei den Preis für die Automobilrennen gestiftet hat, kann also zufrieden sein. Gegen eine weitere Wiederholung des das öffentliche Verkehrsleben störenden und bedrohenden Aufzugs spricht sich auch diejenige Presse aus, welche im Sinne Hertomers das Auto als Verkehrsmittel fördern wollte.“ Nun ist das allerdings in jeder Hinsicht sehr übertrieben und einseitig dargestellt. In einem späteren Urteil werden seine Bestrebungen ganz anders begutachtet: „Die drei Hertomerfahrten haben nicht bloß seinen Namen in alle Welt getragen und glanzvolle Tage des Automobilsports gebracht, sondern trugen bei zur Züchtung des modernen Tourenwagens und brachten vielen Tausenden von Menschen sowie vielen Behörden das neue Verkehrsmittel näher.

Sie trugen bei zur Entwicklung der Autoindustrie und brachten dem jungen Sport viele neue Anhänger.“

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß der so berühmte Künstler als Freund der Technik auch sich schon intensiv mit dem damals noch so neuen Problem des Films beschäftigte. Heute, wo durch die Schaffung des Volkswagens durch unseren Führer der Gedanke des Kraftwagens in alle Volksschichten durch die Möglichkeit seiner Verwirklichung gedrungen ist, erfüllen wir eine Dankspflicht, wenn wir das Verdienst eines so berühmten Vorkämpfers der Vergessenheit entreißen.

Bilder aus meinem Leben

Von Hubert Herkomer (1889)

(Schluß.)

Als ich Richard Wagner malte.

Im Jahre 1876 war der bekannte Komponist Richard Wagner nach England gekommen. Wagner war für mich faszinierend und sein Besuch in England war mir eine Aufgabe, die große Gelegenheit wahrzunehmen und ihn zu malen. Ich sprach mit den Mitgliedern des deutschen Athenäums, versprach ihnen, daß Gemälde zu schenken, wenn sie ihn soweit brächten, daß er mir sitze. Wagner versprach mir zu sitzen und erlaubte mir, ihn täglich zu besuchen. Man vermutete also, daß ich bei diesen wiederholten Besuchen in Albert Hall Skizzen mache. Ich lehnte jedoch eine Methode ab, aber es half nichts. Wagner wollte nicht sitzen und meine Freunde wollten nicht, daß ich das Porträt aufgebe. Einen Monat lang ging es so hin und her und das brachte mich fast zur Verzweiflung. Er kannte meine Arbeit nicht und gab sich auch keine Mühe, sie kennen zu lernen. Er erlaubte mir bei ihm zu sein, wie er es auch einem harmlosen Hund erlaubt haben würde. Nie war meine Unabhängigkeit in so kritischer Lage und ich fühlte, dieser Sachlage mußte ein Ende bereitet werden. So wollte ich eines Freitags früh versuchen, nach dem bloßen Gedächtnis zu arbeiten und setzte mich hin, um ihn in Lebensgröße auf ein Papier zu malen, wie ich es zu Wasserfarbenarbeiten und ähnlichem benützte. Das Gemälde gedieh, ich wußte nicht wie. Am nächsten Tag arbeitete ich noch fester und angeregter und hatte es noch vor Abend fertig; dabei war ich allein auf mein Gedächtnis angewiesen. Am Sonntag nahm ich es mit in die Stadt und zeigte es Wagner. Er war erstaunt und sagte: „Sie heren!“ Sein ganzes Benehmen gegen mich änderte sich, er wurde sehr herzlich und schätzte mich hoch. Seine Bemerkung über das Bild war folgende: „Ja, so sehe ich wohl aus.“ Dann saß er mir eine Viertelstunde lang und alles was ich tat, war, das Ohr zu korrigieren. Der Gegenpaß meines Gesichtsausdruckes und des Ausdrucks, den ich auf dem Bild festgelegt hatte, war direkt paßhaft. Ich habe einen Ausdruck gezeichnet, der eine innere Bewegung anzeigt und da saß nun der Mann in Wirklichkeit, lächelnd und gefällig; dadurch erschien seine Oberlippe kürzer, seine Nase heruntergezogen und sein Rinn länger. Wagner, so wie ich ihn gezeichnet habe, war mir lieber. Das Bild wird von seiner Familie hochgeschätzt und als das beste Porträt von ihm betrachtet. Es hängt in Frau Wagners Haus in Bayreuth.

Hochzeit im „Mutterturm“.

Im August des Jahres 1888 gab ich meinen Sohn aus erster Ehe außer Haus und richtete alles zur Hochzeit mit der jüngeren Schwester meiner zweiten Frau Miß Margaret Griffith. Entschlossen, die Gültigkeit meiner Ehe nicht anzweifeln zu lassen, wurde ich deutscher Staatsangehöriger und so befreite ich mich von dem englischen Gesetz, das eine Verbindung mit der Schwester der verstorbenen Frau verbot. Das auszuführen, war für mich keine Schwierigkeit, da ich geborener Deutscher bin. Der Bürgermeister Arnold von Landsberg ordnete alles für mich und machte mich auch zu einem Bürger seiner Stadt. So bin ich nun deutscher Staatsangehöriger, wohnhaft in Landsberg. Die ganze Familie war nun in Landsberg angekommen. Der Bürgermeister kam am Vorabend der Hochzeit mit einem Doppelquartett von Sängern und brachte uns ein Ständchen; er hielt eine kurze Willkomm-

ansprache und erwähnte besonders, daß ich der jüngste und größte Bürger Landsbergs sei. Am 2. September heirateten wir in meinem eigenen Turm und der Bürgermeister selbst traute uns — Trauzeugen waren Stadtbaumeister Tais und Steinmehlemeister Sepp. Eine erhabener, schönere Feierlichkeit hätte ich mir nicht wünschen können. Sie fand im Hauptraum des Turmes statt, wo die Bilder meines Vaters und meiner Mutter auf uns niederschauten. Als wir den Turm verließen und zum Haus nebenan gingen, schien Musik aus der Luft zu kommen. Ich hatte heimlich die 10 besten Bläser vom Münchener Hoftheater im obersten Stockwerk des Turmes aufgestellt, welche auf ein Zeichen von Sepp den berühmten Brautchor aus „Lohengrin“ spielten. Die Wirkung war zauberhaft. Verschiedene ausgewählte Musikstücke wurden in den nächsten Stunden gespielt und dann fuhren wir auf kurze Flitterwochen fort.

Eine Rede an die Landsberger (1907).

Meine lieben Mitbürger! Von ganzem Herzen danke ich Ihnen für die große Ehre, welche Sie mir heute erweisen. Ich möchte gerne glauben, daß es mehr ein Ausdruck der Wertschätzung meiner ganzen Karriere und meiner Persönlichkeit ist, als der offizielle Ausdruck des Dankes für die zwei Bilder, die ich der Stadt geschenkt habe. Ich will gestehen, daß das Geschenk nicht ganz selbstlos war; denn diese Bilder gaben mir eine Gelegenheit, meine Geschicklichkeit auf einer großen Leinwand zu versuchen in sozusagen wirklicher historischer Malerei. Ich lernte viel in meiner Kunst durch dieses Studium und die Bilder haben einen künstlerischen Erfolg in jeder Stadt gehabt, in welcher sie ausgestellt waren. Lassen Sie mich noch weiter von mir reden. Ich bin jetzt 58 Jahre alt. Es ist nicht allgemein für einen Künstler, in meinem Alter so viele Ehren empfangen zu haben. Aber Gottseidank, ich werde nicht wanken, denn ich kenne meine Pflicht der Kunst gegenüber, glauben Sie, daß mich Ehren und Erfolge nicht verwöhnen können. Ich weiß auch, welche Ehre ich meinen Eltern schuldig bin — Eltern, welche so eng mit Landsberg verknüpft sind. Ohne die Opfer, die meine Mutter gebracht hat und die weisen Lehren meines Vaters hätte ich nicht den Gipfel erreicht, auf welchem ich bevorzugt bin zu stehen. Mein Vater, dieser sonderbare Mann, sah durch die undurchdringliche Dunkelheit hoffnungsloser Armut, die er mit seltenem Heroismus trug, das zukünftige Licht und ging gerade auf sein Ziel zu. Er trug schweigend spöttisches Lächeln und ausgesprochene Grobheit von Leuten, unter denen wir damals in England lebten. Aber niemals entgegnete er etwas anderes als die prophetischen Worte: „Mein Sohn soll ein Maler werden und frei sein“. Das ist der deutsche Geist! Der standhafte Idealismus, der sich durch nichts von seinem Ideal abbringen ließ. Und jetzt ein Wort in Bezug auf die eigentümliche Stellung, welche ich zwischen den beiden Ländern Deutschland und England einnehme. In dem einen entwickelte sich unter vieler Mühseligkeit meine Kunst und mein Charakter. Nachdem dies überstanden, ging ich in das Heimatland meiner Eltern, wo mir warme Anerkennung zuteil ward, was einen starken Widerhall in England fand und dort erst recht meine Stellung befestigte. Unser vielgeliebter Prinzregent überhäufte mich mit Ehren und erhob mich in den Adelsstand. Und jener beneidenswertigste Orden, Pour le merite, wurde mir gerade in Landsberg überreicht von dem damaligen Vorsitzenden der Bürgerschaft, Ihrem geehrten Mitbürger Herrn Noder. Die Sache hat mich so überrascht, daß ich dem lieben alten Herrn um den Hals gefallen bin. Und jetzt hat mich der König von England auch in den Adelsstand erhoben und die große Universtität Oxford hat mir ihren höchsten Titel verliehen. Ich sagte Ihnen dies alles, nicht um mich zu rühmen, zu prahlen, sondern um Ihnen zu beweisen, daß die große Ehre, die Sie mir heute erweisen, nicht auf einen Unwürdigen fällt. Wenn ich etwas stolz bin auf meine Erfolge, so bitte ich Sie, dieselben mit mir zu teilen und ich hoffe auch noch weiter in meinem Leben Dinge zu vollenden, auf welche Sie stolz werden können. Also zum Schluß kann ich Ihnen nochmals danken für Ihre Liebe und Freundschaft. Und jetzt seien Sie alle von Gott gesegnet.“

(Ausgewählt und zusammengestellt von Hanns Frank.)



Illustrierte Monatschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg“.

Begründet v. Stud.-Rat u. Stadtarchivar J. J. Schober + Landsberg; Beiträge an Hanns Frant, Stadl.

Verantwortlicher Schriftleiter:
Dr. H. Ulfamer in Landsberg a. L.

Beilage zur „Landsberger Zeitung“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne Genehmigung der Schriftlfg. verboten

Nr. 8

36. Jahrgang

1939

Das Innere des Mutterturms

Von Kreisarchivpfleger Adalbert Maier

Im Erdgeschoß des Mutterturmes, mit hohen Wandvertäfelungen, befinden sich Erstlingswerke des Künstlers, wie David mit der Harfe (als achtjähriger Knabe gezeichnet), Herkomers Vater sowie ein Lärchenstrauß (mit 11 Jahren gezeichnet), ein Aquarell „Der Dudelsackpfeifer“ (als 13jähriger gefertigt), ferner Tuschzeichnungen (die Zwillinge, der Reiter nach dem Büffel, eine Baumgruppe und eine Landschaft). Aus der Zeit seines späteren Wirkens sind zu finden: Velliskizze vom Park, Schottische Landschaft, Gebirgslandschaft, ein Porträt (in Sorge), das verlorene Schaf, Waldlichtung und Buchenwald. In Schaulästen untergebracht befinden sich Lithographiesteine, Darstellung verschiedener Landsberger Einwohner (In Gedanken, verschmähte Liebe, der Holzknecht, ein Lechrainer, der Großvater mit dem Enkelkind und die Mutter mit dem Kind). Auf den Türen des eingebauten Wandschranks „und im unteren Teil dargestellt Herkomer mit seinem Sohn“ als Römer, im Mittelfeld befinden sich zwei Bildnisse, Adam und Eva, und im oberen Teil sind Wasserfarben erkennbar. In der Mitte des Raumes befinden sich ein Wiedermeiertisch sowie eine gepolsterte Holzbank, beides Familienstücke.

Im ersten Stock, dem eigentlichen Weherturm des Turmes, der schon durch seine Höhe festlich wirkt, ist in der Wandvertäfelung, die aus russischer Eiche gefertigt und mit Schnitzereien versehen ist, an bevorzugter Stelle das außerordentlich wirkungsvolle Aquarell der Mutter des Künstlers eingefügt. Ein achteckiger Tisch mit geschnitzten Stühlen sowie eine im Halbrund laufende Bank bilden die Einrichtung dieses Raumes. Auf dem Tisch steht ein Selbstbildnis Herkomers, eine selbstgefertigte Vase sowie eine Ehrenurkunde der Landsberger Schützengesellschaft. Abbildungen englischer Staatsmänner (Dr. Temple, Earl Roberts, Tennison, Dr. Wynne, Tompson und Thoma) sowie Bildnisse seiner Töchter Gwenddydd und Elise schmücken die hohen Wandflächen. Ein eingebauter Wandschrank, sowie die schöne Holzdecke geben Zeugnis von dem künstlerischen Können von Herkomers Vater. Die als Wandbefeidung angebrachten Seidenwebereien, sowie die Volsterbezüge mit dem Spruch „proprius alius“, an der Rundbank und der Ehrenbank, sind Arbeiten eines Onkels des Künstlers. Ein großes Fenster nach Norden verrät, daß Herkomer während seines Sommeraufenthaltes hier

arbeitete. In diesem festlichen Raume fand am 2. September 1888 die Trauung Herkomers mit seiner dritten Frau Miß Maggie Griffiths, die eine Schwester seiner zweitverstorbenen Frau war, durch Bürgermeister Arnold statt, der ihn als den jüngsten und größten Mitbürger der Stadt bezeichnete.

Zwischen dem zweiten und dritten Stockwerk befindet sich auf einem Erker ein von dem Onkel Herkomers (Hans Herkomer) geschmiedetes Gitter, das besondere Beachtung verdient. Der dritte Stock birgt vornehmlich Erinnerungsstücke aus der Jugendzeit des Künstlers. Die Wiege Herkomers, eine Nachbildung des Geburtshauses und ein von seinem Vater gemaltes Bild (Landsberg im Jahre 1879), vom Herkomeranwesen aus gesehen) haben hier Aufstellung gefunden. Ferner sind noch untergebracht eine Abbildung des Hochaltars zu Waal, den Herkomers Vater gefertigt hat. In zwei Schauschränken untergebracht befinden sich Werke seines dramatischen und musikalischen Schaffens. Eine alte Leidenschaft und Begabung für Musik, das Erbteil seiner Mutter, wie ein Zeitgenosse sagt, ließen das Singspiel „Die Zauberin“ sowie das Werk „Das Idyll“ entstehen. Auch das Zitherstück „Der Handwerksbursch“ zeugt von seinem musikalischen Wirken. Verschiedene Familienandenken wie Taufalter, Broschen in Mosaik und Briefe mit Zeichnungen, die ebenfalls in einem der Schaulästen verwahrt sind, erinnern an des Künstlers Jugendzeit. Ein Tonmodell, die hl. Katharina, ein Werk seines Vaters, hat in diesem Raum ebenfalls Aufstellung gefunden.

Im dritten Stock sind verschiedene Werke in Del, Lithographie, Mezzotintostich und Radierungen zur Schau gestellt. Hievon wären besonders zu erwähnen Admiral Fischer, der bekannte englische Staatsmann Disraeli, Großvaters Liebling, sowie der sterbende Monarch. Eine mehrfarbige Solnhofener Platte beweist, daß Herkomer sich auch mit Steinmalerei befaßte.

Im vierten Stock endlich, in dem verschiedene originelle Tierkarikaturen untergebracht sind, genießt man einen prächtigen Rundblick. In dem wunderbar klaren Wasser am Brückenwehr, in dem der Fluß das weite Bild einer träumerischen Stadtkrone auffängt, haben wir, wie Karlinger sagt, die erste Schönheit der Stadt vor uns. Außerordentlich wirkungsvoll zeigt sich von hier aus das Gesamtbild der Stadt. Allmählich wächst Haus über Haus, Turmspitzen glänzen auf und die Maltheferkirche mit den lebendigen Kuppeln und der meisterhaft gezeichneten Giebelkurve legt sich über den Aufbau.

Baugehichte von Herkomers „Mutterturm“.

Nach Berichten seines Erbauers Franz Xaver Sepp.

(Schluß.)

Mir aber gefiel dieses Ding gar nicht recht und auch der Herr Stadtbaumeister meinte, daß Ganze sei ziemlich gefährlich und warnte davor. Er wollte von der Geschichte nichts wissen. Er ließ auch vorsichtshalber die Tragfähigkeit des Krans in der Maschinenfabrik Augsburg berechnen. Dort erklärte man zwar, daß es möglich sei, aber warnte ebenfalls vor der Anwendung. Als nun Herkomer sein baldiges Kommen ankündigte, suchten wir nach einer Ausrede über die noch nicht in seinem Sinne gewünschte Weiterarbeit und erklärten, die von einer rheinischen Fabrik bestellten vier Haltedrahtseile für den Mast wären noch nicht geliefert worden. Herkomer aber telegraphierte sofort zurück: „Sie müssen sofort reklamieren und wenn Sie einen halben Tag telegraphieren, aber die Seile müssen her“. Nun blieb mir nichts mehr übrig, als mich an das gefährliche Ding zu wagen. Trotz starkem Schwanken gelang, leichter als wir dachten, die Aufstellung des starken Mittelmastes. Auch in der Folge ging die Arbeit mit ihm glatt und schnell vonstatten. Nur einmal hätte mich der waagrecht ausladende Klüberbaum beinahe über die Mauern hinabgestreift. Das Gefährlichste beim Arbeiten mit dem Kran war das Höherstellen nach Ausbaue eines Stockwerkes. Mit vier Erdwinden mußte der Unterbau des Krans vorsichtig innen in die Höhe geschraubt werden, während gleichzeitig die vier Drahtseile, die nach außen hielten, langsam nachgelassen werden mußten.

Kurz vor seiner Ankunft schreibt Herkomer nochmal: „... Die Photographien vom Turm freuen mich sehr und der Bau muß schön aussehen. Aber das Gerüst sieht schrecklich aus...“ Da war ich nun doch froh, daß wir nach seinem Wunsche den „Derrick“, wie der Kran nach seinem Erfinder hieß, schon in Betrieb genommen hatten. Trotzdem aber ging ich jeden Morgen mit Hängen und Bangen an die Arbeit, denn das Aufziehen der großen Tuffsteinblöcke war immer für die Bauleute mit Gefahr verbunden. Während des ganzen Baues war ich Meister, Polier und Techniker in einer Person. Als dann in größerer Höhe wegen der Ausgesetztheit die Arbeiter mit der Weiterarbeit zögerten, mußte ich auch hier mit gutem Beispiel vorangehen und an den gefährlichsten Stellen selbst mitarbeiten. Aber der Himmel war mir gnädig, so daß der Bau nach drei Jahren ohne jeden Unfall zu Ende geführt werden konnte.

Als nun Herkomer den großen Baufortschritt sah, zögerte er nicht, seine Anerkennung auszudrücken. Am 25. September 1886 schrieb er mir von München aus u. a.: „... Nochmal muß ich wiederholen, daß Ihre Arbeit am Turm mir die größte Freude macht und die größte Zufriedenheit gibt. Ich kann Ihnen mein höchstes Lob aussprechen. Auch ist mir ein großer Stein vom Herzen, da ich weiß, daß Sie mein Haus in England bauen werden. Das wird Ihnen Spaß machen und Ehre bringen...“

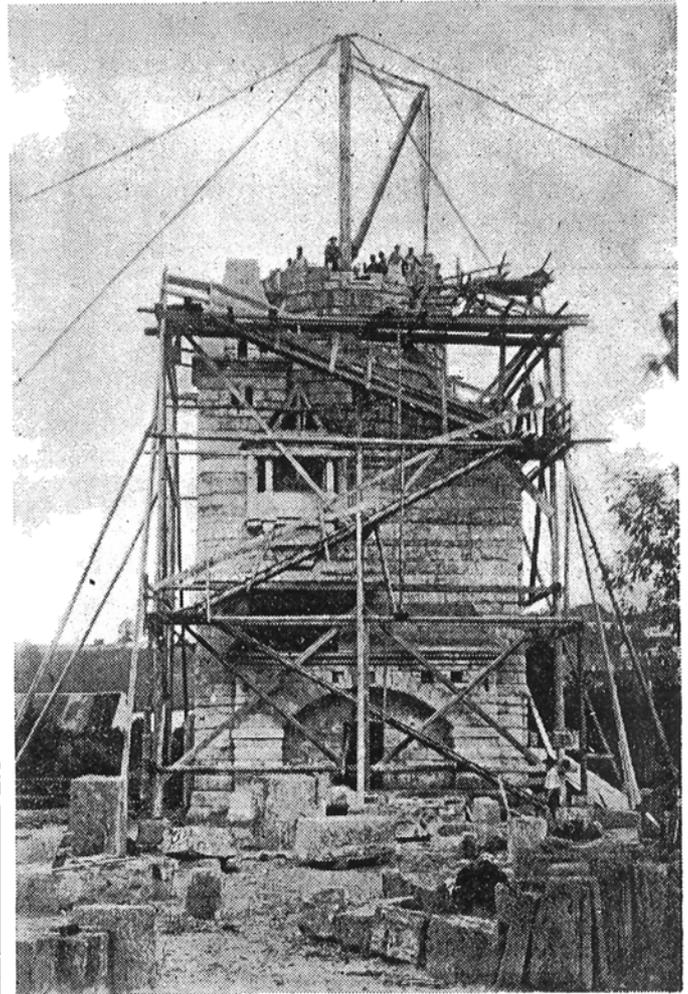
Vor der Aufstellung des Dachstuhl kam es aus Geldmangel zu einer Verzögerung des Weiterbauens und ich mußte ein provisorisches Dach aufsetzen. Da er ein leuchtend glänzendes Dach hierfür haben wollte, unternahm in der Zwischenzeit Hasner Neubrand verschiedene Versuche, die richtige Glasur herauszubringen. Den ganzen Winter über probierte er die verschiedensten Arten von Ziegeln auf einem Hüttenbad aus. Hatte Neubrand auch keine Garantie für die Dauerhaftigkeit übernommen, so behielten sie doch ihre Leuchtkraft. Schwierigkeit machten nur ihre Anbringung und ihre Auswechslung. Der Dachstuhl hatte eine Höhe von 7 Metern, der Plüchableiter war auch noch 3 Meter hoch, so daß die Gesamthöhe des Turms genau 33 Meter beträgt.

Da über das Innere von anderer Seite berichtet wird, möchte ich nur noch von einem kleinen Geheimnis erzählen. Wie es so manchemal vorkommt, wurde auch beim „Mutterturm“ der Grundstein erst nachträglich eingefügt. Er befindet sich im Raum des Erdgeschosses, und zwar in der Mauer über der Eingangstür. Sichtbar ist

er nicht, weil ihn die Holzvertäfelung verdeckt. Für diesen Stein ließ der Bauherr einen Kasten aus Blei fertigen. Dahinein legte er dann eine Pergamenthandschrift, auf welche er mit nichtverlöschender Tinte eine Baubeschreibung geschrieben hatte.

Der gesamte Bau mag wohl an die hunderttausend Mark gekostet haben. Das Geld schickte Herkomer meist als Anweisung in einem eingeschriebenen Brief, einem „Registered Letter“. Es kamen Summen von 200 oder 50 Pfund Sterling, die vom Bankhaus Schmid in Landsberg zu einem Kurs von 20.40 eingewechselt wurden.

Meine Beziehungen zu Herkomer aber waren mit dem Bauabschluß noch nicht zu Ende. Wie der oben erwähnte Brief schon mitteilte, sollte ich ihm auch beim Bau seines neuen englischen Heims in Bushey, Haus Lululand, helfen.



Das eigenartige Baugerüst am Mutterturm

(Phot. F. X. Sepp. St. Archlv der L. Gesch. Wl.)

Aus diesem Grunde mußte ich den beim Turmbau benutzten Kran wieder nach England schicken. Schon 1885 hatte ich nach seinem Entwurf einen Grabstein für seine verstorbene erste Gattin aus Tuffstein ausführen müssen. Im Winter 1886 lieferte ich ihm einige Säulen. Für die Inneneinrichtung des Turmes mußte ich verschiedene seltene Hölzer besorgen. 1887 schrieb er einmal: „Ich schätze Sie, wie Sie wissen, sehr hoch und ohne Sie und den Herrn Stadtbaumeister wäre aus dem Turm nichts geworden. Wir werden einander noch gut kennen lernen und schöne Werke miteinander ausarbeiten. Ich bringe Pläne vom Hause mit...“

Im Herbst des Jahres 1887 lud er mich nach England ein, obwohl ich entgegen seiner Aufforderung noch nicht Englisch gelernt hatte. Er schrieb am 8. Oktober: „Lieber Sepp! Die Steine sind angekommen — es handelte sich um drei Waggons Tuffstein aus Bollinger Steinbrüchen und machen den Platz ganz landsbergerisch aussehen. Kommen Sie jetzt, sobald Sie können, nächste Woche, denn wir müssen viel studieren mit dem Hause...“ Ich fuhr auch hinüber und wurde

von ihm am Viktoriabahnhof in London abgeholt. Nach einem Frühstück zeigte er mir in seinem Londoner Atelier sein berühmtestes Bild „Die Dame in Weiß“ und fragte mich: „Wie gefällt es Ihnen? Haben Sie nichts daran auszufetzen“. Ich meinte: „Unter das Rinn gehört kein Schatten“. Er aber lächelte und sagte: „Das ist eben das Besondere“.

In Bushey machte ich wieder ein Modell für seinen neuen schloßartigen Bau. Um Steine aus Tuff zu sparen, die es in England nicht gab, mußte ich sie in dünne Platten zerschneiden und damit das Ziegelmauerwerk verkleiden. Für eine Steinjäge mußte ich ihm die Zeichnung liefern. 1888 blieb ich hier, lernte aber englisch. Der Bau seines Hauses hatte sich durch seines Vaters Tod verzögert. Schon im Februar 1889 werde ich dringend eingeladen, nach England zu kommen. Am 20. April kommt nochmal ein Brief: „Lieber Sepp! Warum kommen Sie nicht? Höchste Zeit, anzufangen. Telegraphieren Sie, wann Sie kommen. . . Nur schnell kommen“. Ich fuhr auch hinüber und konnte mich diesmal gut mit den Arbeitern verständigen. Auf der Rückreise besuchte ich die Pariser Weltausstellung. Aus diesem Anlaß erhielt ich auch 1900 ein Stipendium von 300 Mark zum Besuch der diesjährigen Weltausstellung in Paris.

Für mich war der Bau des Mutterturms und die Verbindung mit Herkomer nicht nur von besonderer künstlerischer Bedeutung, sondern auch von wirksamer Förderung in meinem beruflichen Können und nicht zuletzt auch in geschäftlicher Hinsicht.

Daneben aber werden die menschlichen Beziehungen zu diesem bedeutenden Menschen mir stets in unvergesslicher Erinnerung bleiben. Als Landsberger Bürger aber freut es mich besonders, daß ich durch die Verbindung mit ihm nicht nur der Stadt ein bedeutungsvolles Bauwerk aus eigener Kraft gestalten konnte, sondern auch deutsche Handwerksarbeit in einem damals vielbesprochenen Bau des Auslandes zeigen durfte.

Herkomers vielseitige Persönlichkeit

Von Hanns Frank-Stadt

Wir haben in den vorhergehenden Aufsätzen und Berichten versucht, von verschiedenen Seiten her die interessante Persönlichkeit Hubert von Herkomers zu betrachten und zu beleuchten. Gelegentlich geäußerte Anregungen von Lesern veranlassen uns nun, abschließend zusammenfassend das gesamte Lebenswerk des Meisters darzustellen, wobei wir einmal das Augenmerk auf seine bemerkenswerte Vielseitigkeit lenken wollen, da ihn die Umwelt nur als den großen und bedeutenden Maler kennt.

Nicht weiter verwunderlich erscheint es uns, daß er auch ein vorzüglicher Zeichner war. Schon aus frühester Jugend zeigt uns der Mutterturm Zeugen seines Zeichentalentes. Im Gegensatz zur damals allgemein gültigen Schulmeinung veranlaßte ihn sein Vater, viel in der Natur zu zeichnen, was ihm auch bald sehr gut gelang. In den verschiedenen Schulen Englands durfte er nur Gipsmodelle und Vorlagen abzeichnen, was er zwar rasch fertigte, aber ihn mit der Zeit langweilte. Auch bei seinem Münchener Aufenthalt hatte er vor den Ferien nur mehr acht Tage Gelegenheit, sein Können zu beweisen. Aber eine einzige Zeichnung genügte, um ihm die höchste Auszeichnung seines Lehrers, Professors Ehler, zu verschaffen. Nach seiner Rückkehr nach England zeichnete er viel nach der Natur und verdiente sich damit auch seinen Unterhalt. Seine Zeichnungen weisen alle einen kräftigen sicheren Strich auf und verstehen es immer, das Wesentliche und Wichtige herauszuheben und darzustellen. Sie muten uns heute noch ganz zeitgemäß an.

Seine hohe Zeichenkunst wandte er schon im Jahre 1867 dem Holzschnitt zu. Auf einer grundierten Holzplatte zeichnete er Motive, die er fast immer dem bayerischen oder englischen Volksleben entnahm. Mit ihm beginnt eine Blütezeit der englischen Holzschnittkunst. Mit Vorliebe schildert er das Volk bei seiner Arbeit. Er bewies dabei nicht nur eine erstaunliche Schärfe der Beobachtung, sondern auch eine wahrhafte Größe der Auffassung bei allem derben, für die damalige Zeit noch ganz ungewohntem Wirklichkeitsinn. Die lokal gegebene Beleuchtung

wird stets aufs genaueste studiert und gezeichnet. Die ausgezeichneten Inlographen (Holzschnneider) verstanden es auch vorzüglich, seinen markigen Strich wiederzugeben und seine Eigenart zu bewahren.

Seine ersten malerischen Erfolge errang er als Aquarellmaler. Er hat auch in der Folge noch vieles in dieser Technik geschaffen. Sein erstes ausgestellttes Bild brachte ihm auch gleich eine Einladung des Instituts für Wasserfarbenmaler, in ihre Reihen ohne Wettbewerb einzutreten. In diesen Bildern zeigt sich neben äußerster Feinheit großzügige Skizzenhaftigkeit. Viele seiner bedeutenden späteren Porträte sind in der für uns heute weniger häufigen Art gemalt.

Für die Ausstellung in der kgl. Akademie in London benötigte er ein großes Ölgemälde. Er hatte wohl die Delmalerei in der Kunstschule gelernt und auch mit übertrieben starken Farben ausgeübt, so erzählt er, daß er alle Schatten blutrot anlegte, aber anfänglich versuchte er immer wieder, mit Del in Aquarelltechnik zu malen und verwendete zur besseren Verdünnung sogar Benzin. Aber bald bewies er, besonders in seinen großen „Doelenstücken“, das sind Stücke mit einer größeren Anzahl von gestellten Personen, daß er die der Größe des Formats entsprechende Technik gefunden hatte. Schon in seinem ersten berühmten Bilde „erreicht er mit einfachen Mitteln einen bedeutenden Raumeindruck. Eine Menge lebensgroßer, einzeln deutlich sichtbarer Gestalten nötigte ihn zu einer ungewöhnlich breiten, etwas trockenen Behandlung der Köpfe. Mit glücklicher Hand war ein alltäglicher Stoff gestaltet und ein Ausschnitt aus der Wirklichkeit zu einer tief empfundenen Schilderung von menschlichem Schicksal ausgedeutet worden. Herkomer hat mit diesem Werke („Die letzte Mutterung“) und besonders den berühmten Landsberger Bildern seine Befähigung für die BildnisKomposition glänzend bewiesen.“ (Kräpelin.)

Eine fast noch größere Wirkung und vor allem noch größerer äußerlicher Erfolg kommt seiner Porträtmalerei zu. Wohl hatte er schon anfänglich um des Lebensunterhaltes willen kleinere Aufträge ausgeführt, bekannt aber wurde er erst durch das meisterhafte Bild Richard Wagners, über dessen Entstehen er selbst ja berichtet hat. Mehrere Jahre später versuchte er sich zum ersten Male mit einem weiblichen Bildnis. Seine „Dame in Weiß“ wurde ein Welterfolg und er hatte von dieser Zeit eine Unmenge von Porträts zu arbeiten. Seine Kunstfreunde waren darüber nicht glücklich und er mußte sich sehr temperamentvoll dagegen wehren. „Es ist seltsam, daß so viele Maler die Porträtmalerei verachten. Aber ich glaube wirklich, niemand hätte diese Meinung, wenn er Porträt malen könnte. Bewundern wir nicht gerade die Porträts der alten Meister über alles. Gerade, weil das Porträtmalen ein festeres Einkommen sichert, werden wir von andern leicht beschuldigt, nur auf Geldmacherei auszusehen. Das ist eine gemeine Anschulldigung und ebenso falsch wie lächerlich. Der erfolgreiche und ernsthafteste Porträtmaler empfindet seine Arbeit sehr schwierig; denn er hat jedes Jahr monatelang zwei und drei, manchmal auch vier Sitzungen im Tag. Er zeichnet am treuesten Geschichte auf. Seine Kunst kann auch von der Menge verstanden werden, während die Gegenstandsmalerei nur für einige verständlich ist. Es wird auch nichts in der Welt mehr unterschätzt als ein verhältnismäßig gutes Porträt. Pfiu über die Ziererei, die vorgibt, diese große Kunst zu verachten.“

Eine neue künstlerische Ausdrucksmöglichkeit fand er im Radieren. „Diese neue Kunst nahm ich mit Begeisterung auf und ich erlernte sie auf die gleiche Art wie alle, nämlich zuerst die Sache zu machen und dann herauszufinden, wie es zu machen ist. Ich hatte nur ein Buch als Lehrer. Ich stolperte irgendwie durch und irrte mich oft. Aber während meines ganzen Lebens jog ich es vor, alles selbst herauszufinden und auch auf meine besondere Art. Sobald mir ein Praktiker eine Arbeitsmethode auch nur halb gezeigt hat, wollte ich schon durch meine eigene Erkenntnis einen neuen Weg finden.“ Im Jahre 1892 läßt er ein Werk erscheinen, das verschiedene Erfahrungen und praktische sowie künstlerische Erkenntnisse darstellt. Seine Radierwerkstätte birgt heute noch der Mutterturm.

Einer seiner letzten neuen Versuche war die Wieder-einführung der Emailmalerei. Ihr widmete er sich

vom Jahre 1898 an mit aller seiner ihm fähigen Begeisterung. In ihm war ein eigentümlicher „Durst nach Farbe“, das heiße Verlangen, immer reichere, prächtigere, glanz- und glutvollere Koloritwirkungen hervorzubringen, erwacht. Am Hervorbringen farbloser Darstellungen zu arbeiten war ihm schlechthin unerträglich geworden. Dies leidenschaftliche Verlangen verleibete ihm das Radieren und Kupferstechen. In eigenen Vorträgen sucht er seine Begeisterung auch anderen zu geben. Er leistet wie immer sowohl in künstlerischer als auch technischer Beziehung ganz Hervorragendes. Doch gelang es ihm nicht, die von ihm erwartete Blüte zu erreichen.

Mit dieser schon an sich sehr vielseitigen künstlerischen Tätigkeit, die in einer gewaltigen Schöpferkraft hunderte und aberhunderte wertvoller Bilder schuf, aber war seine Begabung noch nicht erschöpft. War das Malerische und Schöpferische vor allem im Erbeil seines Vaters begründet, so hat ihm auch die Mutter manches mitgegeben, das sich in seinem Leben weiterhin stark auswirkte. Die Lehrerstochter, einer Lehrergeneration entstammend, gab ihm auch ein sehr bedeutungsvolles pädagogisches Talent mit. Schon in frühester Jugend zeigt sich das, wie er selbst berichtet: „Zwei Dinge, die mich mein Vater lehrte, lernte ich nie: Nicht alles zu sagen, was man sich denkt, und nicht alles, was man hat, anderen zu geben. Wenn ich irgendeine neue Unterweisung bekam, lehrte ich mich schon wieder danach, diese irgendjemanden, der es nicht mußte, mitzuteilen; nicht aus dem Grunde, daß ich ein Geheimnis verraten hätte, sondern aus Eifer, meine neuerworbenen Kenntnisse anzubringen. Das war mir von meiner Mutter vererbt. Begeisterung und die Fähigkeit, diese auch anderen zu übertragen, halfen mir, viele meiner Pläne auszuführen. Niederlage kenne ich keine, weil ich darüber hinwegsehe und in der Ferne immer einen Erfolg leuchten sehe.“

Schon mit 17 Jahren eröffnete er eine Naturzeichen-Klasse und wirkte an ihr als Lehrer. Zum Erwerb des Lebensunterhaltes gab er in den folgenden Jahren immer wieder Zeichen- und auch Musikunterricht. Im Jahre 1882 begann er mit dem Aufbau einer neuartigen Kunstschule, die er im Gegensatz zu der bisherigen Art in seinem Wohnsitz Busshen erstellte. Sie entwickelte sich rasch und zählte oft 100 Schüler. Schon 1885 erhielt er von der Universität Oxford für das Winterhalbjahr einen Lehrauftrag und wurde von ihr zum Professor ernannt. Er sprach darin über die Kunst nach freigelegtesten Themen.

In gleicher Linie und Richtung betätigte er sich auch als Schriftsteller. Er schrieb eine „Familien- und Lebensgeschichte“, über seine „Schule“, die „Kunst der Radierung“ und gab auch seine Oxford „Gespräche über die Kunst“ heraus. Neben diesen Büchern in englischer Sprache finden sich auch zahlreiche Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften.

Als Musiker war er nicht nur von Jugend auf ein gewandter Klavierspieler und Sänger, sondern auch ein über dem Durchschnitt stehender Zitherspieler. Mit seinen Darbietungen und seinen verschiedenen Kompositionen machte er das volkstümliche Instrument sogar gesellschaftsfähig. Den Höhepunkt seiner musikalischen Tätigkeit erreichte er in der Komposition von verschiedenen Tongemälden und Opern, die ein bekannter deutscher Wagnerdirigent sogar selbst dirigierte und einstudierte und als „nahezu durchwegs schöpferisch“ bezeichnete. Seine Kompositionen, die er auch selbst orchestrierte, verjah er auch zum Druck mit künstlerischen Titelbildern.

Für sein Theater betätigte er sich nicht nur als Dichter und Komponist, sondern, was ja weniger verwunderlich erscheint, auch als Regisseur, Bühnenbildner und Schauspieler. In seinem Privattheater veranstaltete er glanzvolle Aufführungen. Seine Familie und seine Schüler wirkten voll Begeisterung mit. Dabei ist zu erwähnen, daß er sich auch als Bühnentechniker bewährte. Statt der üblichen am Boden befindlichen Sofitenbeleuchtung, die bei den Schauspielern immer nur die untere Gesichtshälfte beleuchtete, führte er die natürlicher wirkende Seitenbeleuchtung ein.

Seine technische Begabung, ererbt von der Vaterseite, war sehr stark. Er sagt selbst, wie schon früher erwähnt, „ich bin ein Mann der Technik und der Praxis“. Mit dieser Begabung meistert er verschiedene Probleme, die er mit seinen Ateliers hat. So hat er für den Aufent-

halt in Bayern ein bewegliches konstruiert und baut sich in England eins einmal direkt über einen Flußlauf. Für die graphische Vielfältigkeit erfindet er ein neues Verfahren, die nach ihm benannte „Herkotopie“. Deshalb reizen ihn auch die Verbesserungen an der Kunst der Radierung, die er in seinen Vorlesungen immer gleich praktisch demonstriert. Auch die rein technisch sehr schwierige Emailbearbeitung fesselt ihn vor allem auch im Technischen. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, daß er ein so eifriger Wegbereiter des Autos geworden ist.

Als solcher beweist er auch ein ganz starkes Organisations-talent. Seiner Initiative ist die wesentliche Gestaltung der berühmten Herkomerfahrten zu verdanken.

Auch als Architekt bringt er Beweise seines Könnens, als er seinen neuen Wohnsitz Lululand allein fertig bauen muß. In ihm und auch im Muttertum leistet er auch in Innenarchitektur sehr beachtliches. Er befaßt sich damals auch mit dem Bauproblem des richtigen Raumes für den fast noch in den Kinderschuhen stehenden Film; versucht er sich doch sogar an Entwürfen für ein zweckentsprechendes Kinotheater.

Bei seinen Bauten finden wir auch zahlreiche Werke seiner Bildhauerkunst. Schon als Knabe schnitzte er kleine Tierfiguren. Im ständigen Umgang mit seinem Vater lernte er fast von selbst die handwerklichen Grundlagen dazu. Schnitzereien in Holz für die Wohnung und Möbel finden wir häufig. Auch plastische Arbeiten in Stein können wir am Muttertum und am Kriegerdenkmal in Walbequem sehen. Für den Herkomerpreis schuf er eine lebendige Gruppe aus Silber. Auch keramische Arbeiten entwarf und arbeitete er mit gutem Erfolg. Selbst das Ziselieren in Metall war ihm nicht fremd. Das prachtvolle schmiedeeiserne Gitter an einem Fenster des Mutterturms beweist auch seine Beherrschung dieser schwierigen Technik.

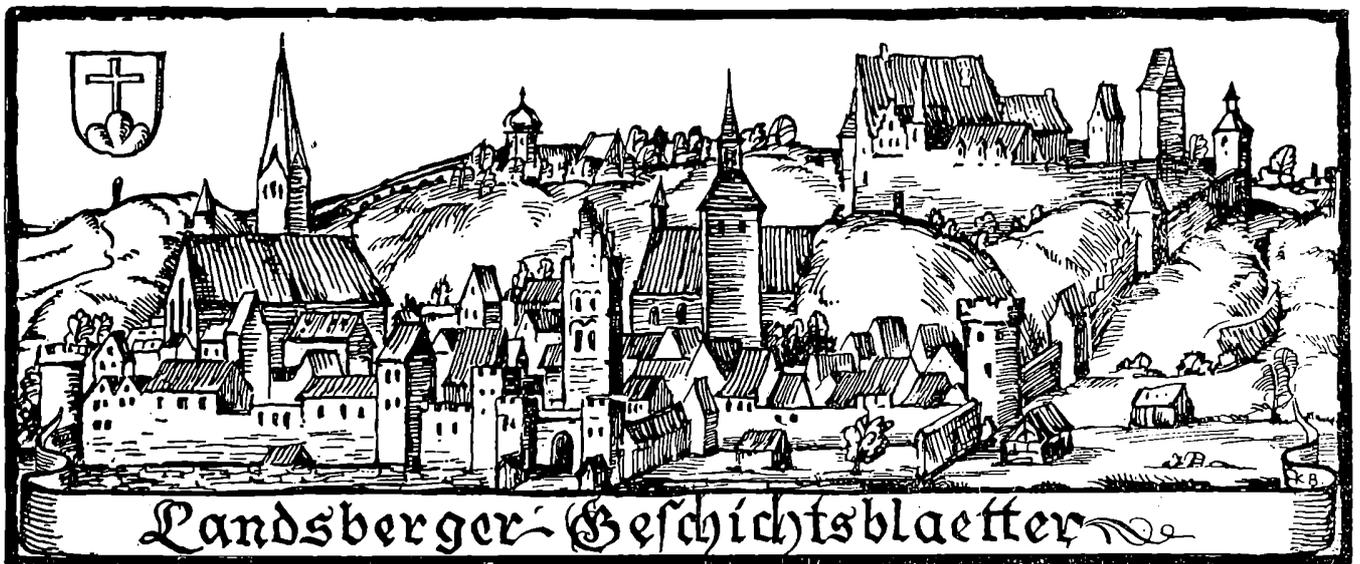
Diese ungemein große Vielseitigkeit war aber nicht bloß dilettantenhaft und oberflächlich, sondern drang stets bis zum Wesentlichen der Probleme vor. Alles in dieser Hinsicht Geschaffene weist einen hohen Grad von Können und weit über dem Durchschnitt stehende Qualität auf. Möglich war diese Zersplitterung der Interessen nur durch eine ganz ungewöhnliche Arbeits- und Schaffenskraft. Hier wirkt sich das alte schwäbische Bauern- und Handwerkerblut aus, das selbst im Reichtum kein Nachlassen, kein Müdewerden, kein bloßes Nichtstun kennt. Wie beim Bauern war auch bei ihm der Arbeitstag immer sehr lang. Er schreibt selbst einmal darüber: „Mein Leben ist in ganz besonderem Sinne ein Leben der Arbeit, des Schaffens, des Wirkens. Ich habe diese unaufhörliche Energie von meiner Mutter geerbt, die sich stets vor einem „unnützen“ Leben fürchtete.“

Auch als er schon älter wurde, kannte er keine Stunde des Rastens und der Müdigkeit. In manchen Sommern begann er morgens früh um 4 Uhr sein Werk mit Studien im Freien draußen in seinem läublichen Sitz in Busshen. Um 7 Uhr fuhr er mit der Eisenbahn und später mit dem Auto nach London zu vielstündigen, überaus anstrengenden Porträtstimmungen. Noch vor Sonnenuntergang aber eilte er in sein Dorf zurück, um auch die letzten Sonnenuntergangsstimmungen nicht zu veräumen.

Bei all dieser Tätigkeit, bei diesem unendlichen Schaffensdrang und bei so schönen äußerlichen Erfolgen darf man nicht übersehen, daß viele seiner besten Werke unter den schwierigsten seelischen Stimmungen entstanden sind. Zehn Jahre war er an eine franke, ihn nicht verstehende Frau gefesselt. Aus Mitleid und Selbstaufopferung hat er diese Frau geheiratet, um sie, die noch nie das Glück kennen gelernt hatte, glücklich zu machen. Aber ihr Geist war auch dann nicht fähig, irgendetwas im richtigen Lichte zu sehen. Mit ihren eigenartigen Forderungen verstand sie, sein später sicherlich nicht geringes Einkommen so zu verschwerden, daß er zum Schuldenmachen gezwungen war.

Seine von ihm heißgeliebte zweite Frau wurde ihm nach nur kurzer Ehe auch durch den Tod entzissen. Fast im gleichen Zeitraum verlor er seine geliebte Mutter und seinen verehrten Vater.

Auch diese tragische Seite seines Lebens muß man berücksichtigen bei der Beurteilung seiner unzweifelhaft großen Persönlichkeit. Wir hoffen, daß es uns gelungen ist, mit all den verschiedenen Ausführungen Herkomer den Lesern wieder näher zu bringen.



Illustrierte Monatschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg“.

Begründet v. Stud.-Rat u. Stadtarchivar F. J. Schober † Landsberg; Beiträge an Hanns Frant, Stadl.

Verantwortlicher Schriftleiter.
Dr. H. Ullmer in Landsberg a. L.

Beilage zur „Landsberger Zeitung“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne
Genehmigung der Schriftlgt. verboten

Nr. 9

36. Jahrgang

1939

Der Ammersee

Ein Bericht aus dem Jahre 1881

Von Karl Stieler

Der bekannte und im vorigen Jahrhundert sehr beliebte bayerische Heimatschriftsteller Karl Stieler hat, wie wir schon früher¹⁾ nachwiesen, auch Beziehungen zu unserem Kreis. Ist er doch der Urenkel des Klostermüllers Miller von Wallershausen. Stieler hat nun in seinen vielgelesenen „Bildern aus Bayern“ dem damals noch gänzlich unbekanntem Ammersee eine meisterhafte Schilderung gewidmet, welche wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Sind auch manche geschichtlichen Behauptungen nicht mehr ganz zutreffend, so verliert doch der Bericht nichts von seinem Reiz.

H. F.

Es ist ein Zauber uralten Lebens, der über den Gauen des bayerischen Vorlandes liegt. Schon in der Römerzeit erhoben sich hier gewaltige Kastelle, welche die Straße beschränkten; noch zeigt der Boden die Spur derjenigen, die damals gepflügt, und jene stillen Gräberreihen, in denen Luft und Mühsal ihres Daseins zur Ruhe kam.²⁾

Dann wurden sie verdrängt von der jugendlichen Kraft der Germanen, und auch deren Spur haftet noch in tausendjährigen Zeichen an Mauer und Erde; bis in die Merowinger- und Karolingerzeit reicht die Geschichte jener Ortschaften zurück. Das Mittelalter beginnt und überall begegnen uns die großen Träger seiner Kultur: gewaltige Grafengeschlechter gründen ihre Burg am See; der Mönch baut seine stille Zelle und singend pflügt der Bauer daneben das alte, immer grünende Feld. Doch über dem Waffenlärm und dem Waidruf der einen, wie über dem Glockenschall und Alleluja der andern schwebt noch tiefe, waldgrüne Einsamkeit.

Diese Einsamkeit ist bis in die letzten Jahre dem Ammersee geblieben. Sein Gebiet ist eines der herrlichsten im bayerischen Vorland; glänzend spiegelt sich die lange Bergkette in seiner Flut; Hochwald umkränzt seine Ufer, aber eine seltsame Fügung hat es gewollt, daß er vergessen blieb von den Tausenden, die allsummerlich hinausziehen und sich jeden Winkel schöner Erde erobern. Obwohl nur etwa sechs Stunden von München entfernt, lag er doch lange Zeit weitab vom Wege; denn keine Bahn führt an diese stillen Gelände und kein Dampfboot durchmaß bisher die blaue Flut. So blieb denn dieses Fischer-volk allein und die Sonne, die am Abend hinter den Waldbergen versank, sah niemals ins Gewühl drängender Men-

schennmassen. Erst seit kurzem hat das Dampfboot, das von Grafrath die Amper hinauffährt und dann den ganzen See durchschneidet, auch diese Pfade erschlossen; der Ammersee ist jetzt erst gleichsam entdeckt worden.³⁾

Hoch über uns liegt das Blau eines Junimorgens; die Buchen zeigen das erste Grün und der Vogelklang klingt rings aus dem Gehölze. Hinter der Bahnhstation (Grafrath) wartet der kleine Dampfer, der eigens für den schmalen Lauf des Flusses gebaut ward. Das Wasser der Amper, das durch seine milde Heilkraft berühmt ist, schimmert uns klar entgegen, weißer Schaum zischt um die Planken des Schiffes, sowie sich das Steuer regt und die Fahrt beginnt. Es ist ein wunderbarer Wasserpfad — zu beiden Seiten nicht uns das schlanke, hellgrüne Schilf entgegen und neigt sich unter den drängenden Wogen⁴⁾; ein Wasservogel liegt freischend aus dem Röhrich⁵⁾; ein Weidenbaum jentt seine Zweige hernieder. Doch bald genug grüßt unser Auge schon die blaue Fläche und die leuchtenden Berge.

Das kleine Dorf, wo wir landen, heißt Stegen; es liegt am nördlichen Ende des Sees und durch die schattigen Bäume des Ufers hat man einen herrlichen Ausblick. Überall heben sich traute Dörflein aus dem Grünen, Idyllen voll Sonnenglanz und Buchenschatten. Wir aber lassen den Dampfer von hinten ziehen und dann erst löst unser Führer den leichten Kahn, der uns hinausträgt auf die schweigenden Fluten.

So schweigend und doch so berecht! — Um unser Schiff kreist die flüchtige Möwe; aber alles, was uns umgibt, steht so uralte eingewachsen in diesem Boden, daß Gegenwart und Vergangenheit fast ineinanderfließen.

Der Kirchturm, der zur Rechten herüberwinkt, gehört dem Dorfe Ehing; ein altes Edelgeschlecht im zwölften Jahrhundert trug von ihm den Namen — und in Römerzeiten war es ein Angelpunkt der Straßen, die hier das Land durchkreuzten.⁶⁾ In den Gräbern, die man dort aufgedeckt, lagen die Leichen im Kreise, mit den Füßen ge-

¹⁾ Siehe Landsberger Geschichtsblätter 1937, S. 20.

²⁾ Die hier erwähnten Viereckschanzen, Hochäcker und Hügelgräber stammen nicht aus der Römerzeit.

³⁾ Siehe Landsberger Geschichtsblätter 1938, S. 12.

⁴⁾ Diese Fahrt auf der Amper sei auch heute noch empfohlen, bietet sie doch ein ganz seltenes Erlebnis. In einem Münchener Film wurde diese so eigenartige Landschaft benützt, eine indische Dschungelszene darzustellen.

⁵⁾ Ueber die erstaunlich reiche Vogelwelt berichtete Herrmann Reisinger in den Landsberger Geschichtsblättern 1937, Nr. 10-12.

⁶⁾ Die vermeintlichen Römerstraßen haben sich nicht nachweisen lassen. Siehe L. G. 1938, Seite 49-60.

gemeinander gewendet und mancher Schmutz ward damals unter grünem Wiesengrunde ans Licht gezogen.⁷⁾

Noch weiter drüben, wo die Fenster eines Schlosses (Greiffenberg) glänzen, hausten die „Greiffen“, auch ein Edelgeschlecht, das bereits um das Jahr 1400 ausstarb. Damals hieß es wohl jubelierend: „Von Greiffenberg die Greiffen — Die kummen mit Singen und Pfeiffen“⁸⁾, aber der Letzte des Stammes ward in der Türkenjochlacht bei Nikopolis 1396 gefangen und Sultan Bajazid ließ ihm das Haupt abschlagen — wie mochte sein Herz in letzter Stunde sich jehnen nach den grünen Geländen der Heimat. Jetzt ist der Ort ein bekanntes und wohlverdientes Stahlbad geworden, wo junge Frauen und bleiche Mägdelein ihr Heil suchen⁹⁾ — mir aber klang im Ohre das Singen und Pfeifen der lustigen Ritterzeit, dieweil der Kahn hinaustrieb.

Da schaut mit einemal eine grauverwitterte Kirche herüber, ganz im romanischen Stil; am Ufer liegen zerfallene Fischerhütten und in der Sonne trocknen ausgepresste Netze. „Wie heißt das Dorf hier mit seiner merkwürdigen Kirche?“ fragte ich den stillen Fährmann. „Dös Dorf da?“ erwiderte er zögernd; „dös Dorf heißt eigentlich Unterchondorf, aber wir heißens „See“. Und die Kirchen? Gest da müßt man sich schier schämen!“

Und dann erzählte er gelassen weiter, daß die Gemeinde zu dürftig gewesen sei, um, wie die übrigen Orte am See, ihre Kirche zu restaurieren; auf diese Weise blieb das reizende romanische Bauwerk unversehrt erhalten. Es ist aus Tuiffstein errichtet und mag etwa aus dem zwölften Jahrhundert stammen, weitem im ganzen Gau ist es das einzige Gebäude, das noch ganz seine einstige Gestalt bewahrt. Selbst wenn wir inmitten großer historischer Städte stehen, mutet uns solch altes Gemäuer gar köstlich an, um wie viel mächtiger wirkt es hier — mitten im grünen Laube und in der Einsamkeit des Dorfes!

Aber auch die Flut, nicht nur das Land erzählt von alten Zeiten; dann zeigen sich unter dem Spiegel des Sees noch die Reste von Bauten, die aus römischen Bädern stammen¹⁰⁾, ja, die Sage erhielt sich lange Zeit, die Römer hätten einst über den ganzen See eine Brücke geschlagen. Noch Westenrieder, der große Meister bayerischer Volkskunde, huldigte dieser Ansicht, die allerdings da einen gewissen Halt fand, daß die Felsen des Seegrundes an der vermeinten Stelle besonders nahe hervortreten.

Der Hauptort auf dem linken Ufer ist Diessen; drüben beherrscht Berg Andechs die Gegend. Aber auch in historischer Beziehung dominieren diese Orte; denn nach ihnen waren die Grafen von Diessen-Andechs genannt, eines der gewaltigsten Dynastiengeschlechter aus der Zeit der salischen und staufischen Kaiser.

Von Franken bis nach Tirol und Istrien reichten ihre Güter; Schloß Amras war ihr eigen und Innsbruck ward von ihnen begründet; mit allen Großen des Reiches und mit allen Thronen Europas standen sie in enger Verbindung. Adelheid, die Schwiegermutter des deutschen Kaisers Konrad und des griechischen Kaisers Manuel, war eine Gräfin von Diessen, die Söhne des Hauses aber begegnen uns in allen Landen als mächtige Degen. Wir finden sie auf dem Bischofsstuhle von Bamberg und Regensburg und als Patriarchen von Aquileja, und Bertold der Vierte ward sogar Herzog von Dalmatien und Kroatien, allein noch glänzender waren, wie gesagt, die Wege der Töchter. Die eine vermählte sich mit dem König von Frankreich, die andere mit dem König von Ungarn und wieder andere nach Burgund und Savoyen, nach Mähren und Schlesien, nach Oesterreich und in das Haus der Burggrafen von Nürnberg. So lebt noch heute im Kaiserstamm der Habsburger und Hohenzollern und in den Königsfamilien von Bayern, von Bourbon und von Italien ihr Blut, ihr eigenes Haus aber brach nur allzusehnell zusammen. Fehde und Zwist zersplitterte den Besitz, der allenthalben willige Erben fand, als im Jahre 1248 der Mannesstamm erlosch. So war denn mit jähem Verfall eines der mächtigsten und ältesten Geschlechter Deutschlands geschwunden, die Güter am den Ammersee aber fielen an das Wittelsbachische Haus und teilen nun seit mehr als sechshundert Jahren die Geschichte Bayerns.

Wer jetzt in das grüne, seeumspülte Örtlein kommt, merkt wenig mehr von jener stolzen Vergangenheit, nur das geistige Auge fühlt ihren stummen Zauber. Wohl aber gemahnt uns noch so manches in der Anlage und Architek-

tur, ja, fast möchten wir sagen, in der Stimmung des ganzen Ortes an das stattliche Kloster, das die Grafen von Diessen hier gegründet. Es stammt aus dem zwölften Jahrhundert und war anfangs sowohl für Männer wie für Frauen zugänglich, bis die letzteren allmählich „ausstarben“. Das Herrenstift indessen, welches die Besitzungen derselben gewann, erfreute sich allzeit mächtiger Gönner und hatte reichen Besitz an Land und Leuten, an „Wunn“ (Wiesen) und Weide, an Fischrecht und Mühlen, vor allem war ihm Kaiser Ludwig der Bayer hold, der den Ort zum Bannmarkt erhob und dessen Bildnis noch jetzt an dem ehemaligen Rathaus prangt. Schon die langen weiträumigen Mauern haben etwas historisch-Klösterliches; grünes Laubwerk umgibt uns und weithin herrscht der Blick über die Fluren des Landes und über die Hütten der Menschen.

Obwohl die Kirche im Barockstil verunziert ist¹¹⁾, birgt doch ihr Inneres noch manches Wahrzeichen aus großer Zeit; denn allenthalben sehen wir die Grabsteine jener gewaltigen Dynastien, die hier „schlafen in steinernen Särgen“, wie das Wort des Dichters sagt, und im Kuppelgewölbe prangen die Bilder der Heiligen, die aus ihrem Geschlechte hervorgegangen oder mit demselben verwandt sind. Es ist ein Freskogemälde in fünf Gruppen; Kaiser Heinrich der Zweite und seine Gemahlin Kunigunde, König Stephan von Ungarn und die Landgräfin Elisabeth von Thüringen begegnen uns darunter.

Durch den Garten des Klosters aber rauscht mit kühlen Wellen der Weinbach und stürzt sich schäumend über hohes Felswerk; nach der Sage führte von der Kirche einst ein unterirdischer Gang nach Andechs und von dort bis an den Untersberg im Salzburger Lande.

Trotz des Verkehrs, den das Dampfboot an den See gebracht hat, ist Diessen übrigens noch heute ein stiller Ort, dessen Wohlstand durch die zahllosen Kriege schwer gelitten hat, in die das oberbayerische Land jahrhundertlang verwickelt war. Sein Hauptbetrieb ist die Fischerei, die am Ammersee von jeher besonders blühte; denn schon in alter Zeit lieferten die Fischer von Diessen ihre Edelware auf den Markt von Augsburg, besonders wenn dort Reichstag gehalten ward. In frohen Gelagen versammelte sich ihre Zunft, so oft ein neuer Genosse darin aufgenommen wurde, oder an den alten Jahresfesten der Innung, und dann klang wohl froher Zecherlärm im Gaden unter dem wetterbraunen Völklein, das sonst so schweigsam scheint. Da der See vier Stunden lang und mehr als eine Stunde breit ist, war die „Fischwaid“ auf demselben nicht wenig ergiebig und vor allem gilt das sogenannte „Amaul“ (der Zander norddeutscher Gewässer) als eine Spezialität des Sees.

Um das Gebiet der einzelnen Berechtigten abzugrenzen, dienten eichene Säulen mit dem entsprechenden Zeichen, oft aber war auch nur in einem mächtigen Baum am Ufer die Gestalt eines Fisches eingeschnitten und so die Grenze bestimmt; schon im fünfzehnten Jahrhundert begegnet uns eine strenge und bis ins einzelste gehende Seeordnung.

Wenn wir von Diessen aus zu Lande unseren Rundgang weiterführen, kommen wir zunächst an die Martinskirche, die für das älteste Gotteshaus in Oberbayern gilt; denn nach der Augsburger Chronik von Welfer soll sie bereits im Jahre 303 (?) erbaut worden sein. Von dort geht es nach Fischen, dem einstigen gestreiten Herrensitze, und überall sehen wir Gräber Spuren, die auf früheste Besiedlung weisen, nur ein einjames Fischerhaus begegnet uns, wo die Fähre über den See führt. „Warta weil“ heißt der geduldig-sinnvolle Name des Ortes.

Wir ziehen weiter und haben bald die herrliche Bucht, die der See hier bildet, auf der einen Seite umschlossen

⁷⁾ Siehe Reihengräberfunde, L. G. 1939, Seite 17/18.

⁸⁾ Siehe L. G. 1933, Seite 79.

⁹⁾ Siehe L. G. 1937, Seite 1—14.

¹⁰⁾ Siehe L. G. 1929, Seite 48; L. G. 1937, Seite 69; L. G. 1938, Seite 21.

¹¹⁾ Zu Stieler's Zeit verabscheute man alle Bauten des Barock und Rokoko und lehnte sie als Zopfstil ab. Heute wird Diessen anders beurteilt. Dehio sagt 1936: Unter den süddeutschen Kirchenbauten des 18. Jahrhunderts ist Diessen der ersten Wertklasse zuzurechnen. Schnell, wohl einer der besten Kenner deutscher Kirchen, schreibt 1937: Diessen steht in der ersten Reihe deutscher Kirchen des 18. Jahrhunderts.

von dem Dörflein Mühlfeld, auf der anderen von dem stattlichen Schlosse Ried. Hinter dem Strande aber liegt, von Nuzbäumen umschattet, Herrsching. Im ganzen Seegebiet ist dieser Winkel vielleicht die vollendetste Idylle. Einsam liegt das Ufer mit seinen weißen Kieseln; kein Haus, kein Menschenlärm stört diese Ruhe — nur badende Kinder plätschern im Wasser, das weithin flach und lichtgrün ist. Über den Spiegel zieht eine Möwe, die mit dem Zittich das Wasser streift und wieder emporschwebt in die Lüfte, im Westen ballt sich der schwarze Gewitterhimmel und türmt sich hoch über der langen Bergeskette, deren Gipfel schneeblau herüberschauen. Eine stumme sommerwüdzige Schwüle liegt über Land und See — in solcher Stunde steigen wir empor zu dem alten weitberühmten Kloster Andechs.

Es ist herrlich gelegen auf der Höhe eines Bergfelsens, den hochgewachsener Wald, tiefe Schluchten und rauschendes Gewässer fast dem Hochgebirge gleichmachen. Wir wählten den Weg durchs Riental; eine einsame Mühle steht, beinahe überhängend, am Bache, wuchtige Felsentrümmer liegen hier und dort verstreut und nur bisweilen sehen wir hinab durch gelichtete Zweige auf den Spiegel des Sees. So geht es höher und höher empor, bis wir endlich das Freie gewinnen, und da liegt nun inmitten von Wald und Feld das stolze Kloster oder „der heilige Berg“, wie ihn das Volk kurzweg bezeichnet.

Schon im frühesten Mittelalter erstand dort eine gewaltige Burg, die dann der Hauptsitz der Grafen von Dießen wurde, nachdem sie drüben das Chorstift gleichen Namens gegründet. Hier wurden dereinst die Schätze des heiligen Rasso geborgen, als im zehnten Jahrhundert die Ungarn ins Land fielen; doch als infolge der Reichsacht (1208) auch diese Burg „zerbrochen“ ward, da vergruben die Mönche von Seeon, welche den Gottesdienst daselbst versahen, die Schätze und Reliquien auf dem tiefsten Grund der Kirche. Erst zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts hat man dieselben wieder entdeckt, und die Sage will wissen, daß ein Mäuslein die Stätte verraten habe, wo sie ruhten. Eine Reihe von wunderartigen Heilungen soll alsbald geschehen sein und da Hunderttausende von Pilgern aller Länder herbeikamen, ward eine neue Kirche und ein Stift für sechs Chorherren errichtet, welches 1455 in ein Benediktinerkloster verwandelt wurde. Die Schätze, welche dort verwahrt und von den Gläubigen noch heute andächtig verehrt werden, sind zwar überwiegend religiöser Art — es sind Reliquien vom „Leiden unseres Herrn“, von Maria und von den Aposteln —, aber manche der kostbaren Gefäße und Gewänder haben auch hohen kunsthistorischen Wert und reichen zurück in frühe, romanische Zeit.

Wir ehren die Andacht derer, die sich daran erbauen, doch auch wer draußen durch den burgartigen Hof und durch die grünen Gelände schweift, fühlt sein Herz gehoben durch Gottes schöne Welt. Der Ausblick (vor allem vom Turm der Kirche) ist bezaubernd: dieses Hügelland mit seinen grünen Wellen, diese tief schwarzen Wälder, und zwischen wogenden Saaten die kleinen Dörflein mit ihren braunen Dächern und ihrem tiefen Frieden! Wer könnte sie alle nennen, wie sie hier den See umkränzen, das schöne Breitenbrunn und das uralte Inning und Erling. Von der Benediktenwand über Karwendel und Wetterstein schweift unser Auge hin bis an den Säuling bei Schwangau.

Allein, selbst wenn uns nach minder luftiger Labung gelüftet, sind wir hier an eine gute Stätte geraten; denn die würdigen Jünger des heiligen Benediktus, die so viel getan für Kunst, Wissenschaft und Landeskultur, sie gönnen auch dem müden Wanderer gern ein frohes Stündlein der Rast und willig öffnet sich das Bräustüblein im Erdgeschosse dem wohlervorbenen Durste. Es ist so behaglich und heiter dort; am Fenster stehen die Blumen und Bilder aller Art schmücken die Wand. Lustig singt der Vogel im Bauer und freundlich reicht uns der dienende Bruder den Steinkrug. So wird es uns denn von Herzen wohl an dieser uralten Stätte und während wir uns auf der Holzbank strecken, geht es uns sinnend durch die Seele, wie reich das Leben ist und wie viele Wege doch zum Ziel alles Lebens führen — zum Glück!

Man muß es nur erst verstehen lernen, was im Lande und im Herzen derer lebt, die man heim sucht; man muß nur auch erleben können, was man sieht! Das ist die beste Frucht aller Wanderschaft.

Die Ortschronik von Windach

Eine Besprechung von Hanns Frank-Stadl

Wenn heute von den verschiedensten Seiten her an die Gemeinden immer wieder herangetreten wird, die Geschichte ihres Ortes darzustellen, so hat es sich in den meisten Fällen herausgestellt, daß oft, trotz bestem Willen, diesem Verlangen nicht stattgegeben werden konnte. Auch die wenigen schon vorhandenen gedruckten oder ungedruckten Ortsgeschichten erfüllen nicht immer die Erfordernisse, welche man heute an eine Ortsgeschichte stellt. Die Schwierigkeiten liegen einmal im Zeitmangel der ja meist ehrenamtlichen Bearbeiter und dem anderen Umstand, daß die einschlägigen Quellen fast nie an Ort und Stelle, sondern meist in sehr weit entfernten und getrennten Archiven und Bibliotheken zu finden sind.

Da es nun nur wenigen Bearbeitern möglich ist, in diesem Sinne weiterzuarbeiten, andererseits aber nichts unterlassen werden darf, das Heimatgeschehen darzustellen, hat man als sehr begrüßenswerten Ausweg die Erstellung einer Ortschronik gewählt. Diese unterscheidet sich von der Ortsgeschichte dadurch, daß sie von der Gegenwart und nächsten Vergangenheit ausgeht und nun dem Zeitenverlaufe folgt. Hier nun kann jeder Bearbeiter ohne besondere Vorkenntnisse und Voraussetzungen mitarbeiten und kann außerdem jederzeit noch andere Bearbeiter beiziehen, ohne daß es dem gewünschten Ganzen schadet. Um nun eine Ordnung und Gliederung in die Fülle der Lebenserscheinungen zu bringen, hat die Bayerische Archivverwaltung durch den Kommunalchriftenverlag Fehle (München) im Jahre 1936 eine Ortschronik herausbringen lassen, welche wohl zur Zeit das Beste und Praktischste auf diesem Gebiet darstellt. Da die Gemeinde Windach schon seit Jahrzehnten eine gedruckte Ortsgeschichte besitzt¹⁾, hat Bürgermeister Popp an Hand dieses Werkes sich auch eine Ortschronik arbeiten lassen.

Ich möchte nun kurz aufzeigen, wie die Ortschronik aufgebaut ist, um andere Gemeinden zur Nachahmung anzuregen. Rein äußerlich stellt sich die Ortschronik als grauer Leinenband mit auswechselbaren Blättern dar, so daß man sie jeberzeit abändern, ergänzen und erweitern kann. Gegliedert ist sie vorläufig in 20 Abteilungen und in ein sehr ausführliches Schlagwortverzeichnis. Man kann dadurch wohl jedes Ereignis und Geschehen sofort richtig einordnen und vor allem bei Bedarf auch wiederfinden. Es genügt nämlich nicht nur ein Sammeln des vorhandenen Materials, es muß auch jederzeit wieder benutz- und greifbar sein, sonst ist es wertlos.

Eine Uebersicht der Hauptgruppen zeigt schon deutlich, daß sich die Verfasser, die Archivassessoren Dr. Karl Buchner und Dr. S. Clemens Stadler, bemüht haben, kein Lebensgebiet auszulassen und zu übersehen.

1. Name, Entstehung und Gebiet unserer Gemeinde. Beim Namen soll man sich bemühen, möglichst sämtliche schriftlich festgehaltenen und auch mündlich verwendeten Formen zusammenstellen. Man vergesse dabei aber nicht, alle Orte der Gemeinde zu erwähnen. Über die Entstehung der kleinsten Gemeinden wird sich anfänglich selten etwas sagen lassen. Man unterlasse aber nicht, eine vorhandene Ortsfrage einzutragen. Beim Gebiet vergesse man nicht, die nötigen Karten und Pläne beizulegen.

2. Landschaft und Naturverhältnisse. Hier herein gehört eine eingehende Schilderung des gegenwärtigen Landschaftsbildes, wie es sowohl durch die Natur als auch durch die Menschen gebildet worden ist. Beschreibungen aus Führern, Prospekten und Reisebildern sollen hier ihren Platz finden. Bemerkenswerte Landschaftsveränderungen durch Natur und Technik sollen niedergelegt und durch dementsprechende Bilder belegt werden. Vor jeder Veränderung muß man Ausnahmen machen. In dieser Gruppe finden auch besondere Witterungsverhältnisse, seien es nun Naturkatastrophen größerer oder kleineren Ausmaßes und bedeutsame Naturereignisse, ihren Niederschlag. Die erwähnte Chronik bringt bis ins Einzelne wohl alle Möglichkeiten und dazu auch immer einige Musterbeispiele, welche auch über die Art und Form der

¹⁾ N. Baader: Geschichte der Hofmark Windach. Ob. Archiv 46. Band, S. 242. — Ob. Archiv 47. Band, S. 137.

Abfassung den richtigen Aufschluß geben. Auch für Natur- schutzmaßnahmen ist in dieser Gruppe Raum gegeben. Der Chronist von Windach, P. Dominikus Enshoff, berichtet hier zum Beispiel von einer zweimaligen Verlagerung des Windachbettes zur Römerzeit und im Jahre 1696.

3. Haus und Hof. Hier hilft eine vorgedruckte Liste, die Zahl der gesamten Gebäude und Haushaltungen bis zum Jahre 1950 niederzulegen. Eine andere Liste hat Abschnitte über Hausnummer, Hausname, Art, Besitzer, Besitzveränderungen und die Dauer des Familienbesitzes. Auch für die Altbesitzer ist ein eigener Raum vorgesehen. Da kann man auch die Bilder und Grundrisse besonderer alter oder schöner Häuser darbieten. Hierher sollten auch alle Aufnahmen von Bauänderungen kommen mit Darstellung des alten und des neuen Zustandes. Windach konnte mit einer Häuserliste aus dem Jahre 1596 eine sehr wichtige historische Ergänzung geben. Es zählte damals schon 64 Häuser. Besonders wertvoll ist, daß der Chronist für diese Häuser auch fast vollständig die fortlaufenden Besitzerreihen feststellen konnte.

4. Einwohnerchaft. Zwei Listen erleichtern die Uebersicht über den Bevölkerungsstand und die Bevölkerungsbewegung. Hervorragende Ortsbewohner, deren Leistungen und Ehrungen werden in diesem Abschnitt festgehalten. Das nicht unwesentliche, leider zu oft vergessene Vereinswesen soll auch in dieser Gruppe dargestellt werden. Man vergesse nicht, die verschiedenen Gruppenaufnahmen beizulegen. Festzeichen, Plakate und Einladungskarten sind den nachkommenden Geschlechtern auch interessant. Hier kann auch den kinderreichen Müttern ein Ehrenplatz gegeben werden.

5. Stellung der Gemeinde in Staat und Partei. Ein brauchbares Formblatt zeigt das Verhältnis zu den verschiedensten Behörden. Hier muß man die Taten und Leistungen der Staatsaufsichtsbeamten und der zuständigen Verwaltungsbehörde, des früheren Bezirksamtes und jetzigen Landrates im Hinblick auf die Gemeinde klarstellen. Auch das Verhältnis der Gemeinde zur Partei, die Wirkung der Gleichhaltung wird beschrieben.

6. Gerichts- und Sicherheitswesen. Alles, was mit den Gerichten in Zusammenhang steht, kann hier seinen Niederschlag finden. Die Tätigkeit der Feuerwehr, die ja wohl überall nachzuweisen ist, wird hier zusammenge stellt.

7. Gemeindliche Selbstverwaltung. Die immer mehr sich ausdehnende Verwaltungstätigkeit der Gemeinde muß mehr wie bisher in all ihren verschiedenartigen Erscheinungen niedergelegt werden.

8. Bauwesen und technische Anlagen. Die zahlreichen Stichworte der Chronik zeigen an, daß man auch in der kleinsten Gemeinde schon einen ganz ansehnlichen Beitrag hierzu liefern kann. Windach berichtet hierbei von seinen kostspieligen Brücken und Stegen über die Windach.

9. Vermögens- und Rechtsverhältnisse der Gemeinde. Über diese oft so grundlegenden Verhältnisse erfährt man leider nur in seltensten Fällen aus den Heimatgeschichten. Sie verdienen es aber wirklich, genau und klar niedergelegt zu werden.

10. Vermögens- und Rechtsverhältnisse einzelner Bürger. Auch diese Verhältnisse, die im Leben einer Gemeinde eine so wesentliche Rolle spielen, müssen unbedingt aufgezeigt werden. Manche Geschicknisse lassen sich nur aus diesen Umständen erklären.

11. Das wirtschaftliche Leben in der Gemeinde. Bis ins Kleinste ist die Durchgliederung dieses so wichtigen Themas durchgeführt. Zu dem Abschnitt „Ausländer als Arbeiter“ bringt der Chronist den momentan sehr zeitgemäßen Beitrag: Ein Polenidyll gab es 1923 in Unterwindach, Haus Nr. 13, wo drei polnische Familien Kindstaufe hatten. Der polnische Landarbeiter Albert Seionz war in Oberwindach Nr. 21, dem Riedhof, angestellt und bekam daselbst schon 1919 und 1920 je ein Kind. Im Jahre 1923 aber in Unterwindach Nr. 13 und ebenso seine Landsleute, der Schlosser Stefan Tschinoroff und der Schlossarbeiter Johann Bugajski.

12. Religiöse und kirchliche Verhältnisse. Hier findet sich, wie die Gliederung beweist, wieder sehr reichhaltiges Material, das sich noch dazu sehr leicht durch die Benützung des örtlichen Pfarrarchivs auch geschichtlich ergänzen läßt.

13. Schulwesen. Auch hier beschränkte sich die Darstellung meist auf die Geschichte, während die Gegenwart, mit ihren auch nicht immer gleichbleibenden Verhältnissen, oft zu kurz kommt.

14. Volksbildung und Heimatpflege. Das reiche Gebiet der Volkskunde, der Familiengeschichte und der Volkskunst kann hier niedergelegt werden. Weiter verbietet es der Raum, die reiche Auswahl der hierher gehörigen Stichworte anzuführen.

15. Gesundheits- und Fürsorgewesen. Eine brauchbare Liste ist vorhanden für die Ereignisse des WSW. Hier ist Raum genug, die auch meist etwas stiefmütterlich behandelten Gesundheitsverhältnisse einmal im Einzelnen darzustellen.

16. Spiel und Sport. Hierzu kann die sportbegeisterte Jugend manchen originellen Beitrag selbst liefern, sei es durch sicher gern geschriebene Schulaufsätze oder durch entsprechende Lichtbilder.

17. Weltkrieg 1914—1918. Jetzt ist es gerade noch Zeit, alle die Weltkriegsercheinungen und -wirkungen im Dorfe selbst zu erfragen von den Teilnehmern und niederzulegen.

18. Nachkriegszeit 1919—1933. Auch hier ist es höchste Zeit, alle die Ereignisse jener Jahre noch zu erfragen und für die Zukunft niederzuschreiben.

19. Die nationalsozialistische Bewegung. Leider ist hierzu schon manches wertvolle und schöne Material durch Nichtbeachtung verloren gegangen. Erinnert sei hier an die nicht unwesentlichen Quellen, welche in Schüleraufträgen liegen, die anlässlich nationaler Feiern und Gedenktage gefertigt wurden.

20. Wehrmacht und Arbeitsdienst. Die verschiedenen Einsätze und Beteiligungen geben schon reichliches Material auch für diese Aufgabe.

Ist auch vielleicht der Fragenkreis noch nicht erschöpfend behandelt, so gibt er für den Anfang so viel Stoff, daß man in kurzer Zeit eine ganz ansehnliche Arbeit vorlegen kann.

Über die Art der Bearbeitung und die Frage, wer diese Ortschronik schreiben soll, geben die aufschlußreichen einleitenden Bemerkungen klaren Aufschluß. Es wäre wünschenswert, wenn möglichst viele Gemeinden des Kreises sich diese wirklich brauchbare Ortschronik anschaffen würden. Es sollte jede Gemeinde eine Ehre darensehen, diese ihre Chronik möglichst schön auszugestalten und weiterzuführen für die Zukunft. Damit folgt auch die kleinste Gemeinde den Worten des Führers in Potsdam am 21. März 1933:

„Wir wollen wahren die ewigen Fundamente unseres Lebens, unseres Volkstums und die ihm gegebenen Kräfte und Werke, wir wollen die großen Traditionen unseres Volkes, seiner Geschichte und seiner Kultur in demütiger Ehrfurcht pflegen als unverstehbare Quellen einer wirklichen inneren Stärke und einer möglichen Erneuerung in trüben Zeiten.“

10 Jahre Wasserwerk Teufelsküche

Die wildromantische Schlucht, Teufelsküche genannt, bei Bihling, die im Besitz der Heiliggeistspitalstiftung war, wurde im Jahre 1928/29 ihrer Romantik beraubt. Zahlreiche Sagen knüpfen sich an die Schlucht, die von zahlreichen Quellen mit bestem Trinkwasser durchrieselt war. Die Wasserversorgung der Stadt Landsberg mußte in den Jahren 1928/29 verbessert werden, da die Ergiebigkeit der bisherigen Quellen stark nachgelassen hatte. Die Stadtverwaltung ließ daher durch das Landesamt für Wasserversorgung ein Projekt ausarbeiten, welches die Fassung der Quellen in der Teufelsküche und die Erstellung eines Wasserwerkes umschloß. Dieses Projekt kam zur Ausführung. Die Gesamtkosten betragen 309 939,70 RM. Eine Turbine mit 27 ½ PS. arbeitet bei einem Wassergefälle von 21 Metern und 120 Sekundenliter Triebwassermenge. Zwei Pumpen schaffen das Trinkwasser in 27 ½ Zentimeter weiten Rohren über eine Länge 3260 Meter nach Landsberg und leisten je 16 und 25 Sekundenliter. Das Staubecken faßt 4300 Kubikmeter Wasser. Die Gemeinde Stoffen wurde an die Wasserversorgung angeschlossen. Die Einweihung des neuen Werkes fand am 28. Oktober 1929 statt. W.



Illustrierte Monatschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg“.

Begründet v. Stud.-Rat u. Stadtarchivar F. J. Schöber + Landsberg; Beiträge an Hanns Frank, Stadl.

Verantwortlicher Schriftleiter:
Dr. H. Ullsamer in Landsberg a. L.

Beilage zur „Landsberger Zeitung“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne
Genehmigung der Schriftlfg. verboten

Nr. 10

36. Jahrgang

1939

Die Passionsfenster der Landsberger Pfarrkirche

Eine neue Zeit schiebt sich vor die alte. Dieses geschichtliche Erlebnis ist besonders deutlich an der Landsberger Pfarrkirche zu erkennen. Nicht nur, daß der gotische Bau im barocken Stile erneuert und übergangen wurde, sondern wortwörtlich hat sich das mächtigste Zeugnis des späteren Stiles, der gewaltige Barockaltar, vor den gotischen Chorabschluß geschoben und verdeckt bis auf schmale Streifen, was dort an köstlicher und bedeutungsvoller Kunst aus der gotischen Stilepoche erhalten ist, die beiden Fenster. Denn diese zwei vor allem sind, neben anderen Resten in der Hochwand des Chores, mit Glasmalereien ausgestattet, die die ganze Höhe der Fenster mit der Leuchtkraft ihrer Farbenpracht erfüllen.

Sie sind an Ausdehnung sowohl wie an künstlerischer und kunstgeschichtlicher Bedeutung den bedeutendsten Schöpfungen der deutschen Glasmalerei als ebenbürtig, in der einzigartigen monumentalen Ausgestaltung sogar als überlegen zu bezeichnen. Sonderbar genug, daß sie bisher eine ihnen zukommende Würdigung kaum erfahren haben. Es mag dies darauf zurückzuführen sein, daß ein Gesamtblick auf die Darstellungen wegen des die ganze Breite des Chores füllenden Barockaltars nicht zu gewinnen ist. Aber aus der Zeit der seitens der Glasmalereiwerkstätte Zettler-München im Jahre 1905 durchgeführten Renovierung stammen Photographien, die es ermöglichen, eine genaue stilistische Untersuchung vorzunehmen.

Das linke Fenster enthält übereinander 3 Szenen der Passion Christi: die Kreuztragung, Geißelung und Dornenkrönung. Ihre Betrachtung ergibt deutliche Beziehungen zu Gemälden Holbeins d. Ä., die sich in den Museen von Frankfurt, Donaueschingen und München befinden. Die Autorschaft dieses Meisters wird zur Sicherheit dadurch, daß eine Reihe von Köpfen sich als Porträts erweisen lassen, wozu die Bildniszeichnungen Holbeins besonders in Basel, sowie in anderen Sammlungen die Grundlage bilden. Von besonderem Interesse ist das Gesicht Christi in der Kreuztragung, das in seinem Ausdruck stillen Leidens auf den Schmerzensmann Holbeins in der Straßburger Galerie zurückgeht und zu den besten und tiefsten Christusköpfen gehört, die die deutsche Kunst geschaffen hat. Von bemerkenswerter Einzigartigkeit ist ferner das Gesicht Christi auf der Dornen-

krönung, wo der Heiland als alter Mann charakterisiert ist. Die feine Maria der Kreuztragung ist fast die gleiche wie im Kreuzigungsbilde der Augsburgener Galerie. Für den Kopf des Zuschauers im Geißelungsbilde, rechts oberhalb des Heilandes, ist eine Bildniszeichnung des Augsburgers Baumeisters Engelbert, für den des Kriegsknechtes, der auf der Dornenkrönung links von Christus diesem den Stab darreicht, eine solche des Mönches „Clement zu S. Ulrich“ verwendet.

Das gegenüber befindliche Südostfenster ist, zumal in den Ausmaßen der Einzelbilder, von anderer Art. Mit weit überlebensgroßen Figuren ist oben die Kreuzigung Christi, unten die Beweinung dargestellt. Die Aufteilung des Fensters in zwei Bildteile, sowie die geringere Zahl der jeweils vier Figuren führt hier zur Gestaltung von monumentaler Wirkung. Riesenhaft hängt Christus am Kreuze, an dessen Fuß Magdalena umklammernd kauert; ihr inbrünstig nach oben starrendes Auge begegnet dem brechenden, niedersehenden Blick des Heilandes. Für die Gestalt der Magdalena findet sich im Baseler Kupferstichkabinett eine höher ausgerichtet, mehr göttlich anmutende Zeichnung Holbeins d. Ä., die unvertennbar als stilistische Vorstufe zu unserer Gestalt anzusprechen ist. Ähnlich verhält es sich bezüglich der betend die Hände faltenden Maria und einer gleichfalls in Basel befindlichen früheren Zeichnung. Der Kopf der Maria ist ergänzt, ebenso Teile der Johannesgestalt. Dessen Kopf zeigt niederländisches Gepräge (Memling); da Holbein d. Ä. stark von der niederländischen Kunst abhängig ist, fügt sich dies durchaus seiner künstlerischen Art ein.

Noch bedeutungsvoller fast ist schließlich die Darstellung der Beweinung. Die bekrönende Architektur oberhalb der Figurengruppe mit den Landschaftsauschnitten ist ebenfalls auf niederländische (italienische?) Einwirkung zurückzuführen. Von den Figuren sind nun freilich große Teile ergänzt. Das Bild ist 1905 überhaupt erst wiederentdeckt worden. Alte Beschreibungen kennen es nicht. Aber die Zettlersche Renovation hat bei der Neuordnung eine Reihe von „Flügeln“ übrig befunden und diese zu dem neuen Bilde zusammengefügt. So ist der Johannes gänzlich neu, ebenso außer der Partie der Hände und dem darunter befindlichen „Flügel“ die Gestalt der Magdalena. Aber diese auf Grund von Bruchstücken vorgenommenen Ergänzungen sind so ausgezeichnet gemacht, daß die Figuren kaum anders ausgesehen haben könnten. Leider sind auch die Beine Christi vom Knie ab ergänzt; das zeigt auch ein vergleichender Blick zu der „stilleren Art“ der Füße des Gekreuzigten.

Aber die mittlere Bildbahn ist nahezu völlig alt. Sie zeigt die auf einer Erhöhung, vom Gewand Marias überflutet, sitzende und aufrecht gehaltene Gestalt des toten Christus mit dem seitlich vornüber geneigten Kopf und den schlaff niederhängenden Armen. Darüber neigt sich, von hinten her an der Brust und rechts am Arme den Leichnam des toten Sohnes stützend, die Mutter Maria. Diese Anordnung der beiden Gestalten, äußerlich durch den Zwang der Bildbahn bedingt, ist von großer künstlerischer Wirkung. In den meisten Bildern gleichen Inhalts sieht Christus tief



Kopf Christi aus der Kreuztragung
 Glasgemälde des Südoftfensters (Nord) in der
 Stadtpfarrkirche Maria Himmelfahrt.
 St. Arch. L. O. W.

am Boden mit waagrecht gestreckten Beinen und schräg zur Seite geneigtem Körper.

Unsere Art der aufgerichteten Haltung erinnert an Bildgestaltungen des Italiensers Bellini, die darüber sich beugende Mutter an eine solche des Niederländers Memling. In der deutschen Kunst begegnet sie uns an zwei sehr bemerkenswerten Stellen: Einmal im Beweinungsrelief des Krakauer Altares von Veit Stoss und zum anderen in einem früher Grünwald zugeschriebenen Glasbilde der Hanauer Marienkirche. Beiden gegenüber ist unsere Gestaltungsform die klare und reifste. Wir befinden uns, zumal mit dieser Komposition, auf einem Höhepunkt der späten altdeutschen Kunst. Einzelnes, so das Gesicht und die Hände, erinnern stark an den toten Christus Grünwalds in der Bischoffenburger Stiftskirche. Das ist bedeutungsvoll dafür, daß schon vielfach Beziehungen zwischen Holbein d. A. und Grünwald angenommen worden sind.

All dies erweist nun auch für die so vielfach andere Art des Südoftfensters die gleiche Autorschaft Holbeins.

Damit erhält aber auch dessen Gesamtwerk eine wichtige und wertvolle Bereicherung. Dies ist vor allem darin begründet, daß wir Holbein erneut und mit einem hochbedeutenden Meisterwerk als Glasmaler kennen lernen. Als solcher war er bisher bereits durch Bilder in der Augsburger Ulrichskirche, sowie im Eichstätter Dom und auch in der Straubinger Jakobskirche bekannt.

Jetzt aber läßt sich diese glasmalerische Künstlerschaft als die wesentliche Grundlage seiner Kunst überhaupt ansprechen und gibt die Erklärung dafür, daß die Gemälde Holbeins zumeist als flächig, ohne rechte räumliche Tiefe, im Vergleiche mit der allgemeinen Stilweise seiner Zeit als „befangen und zurückgeblieben“ bezeichnet werden konnten. Für die Glasmalerei, als die Kunst der farbigen Fläche, ist dies ein wesentlicher Grundzug und künstlerischer Vorteil. „Holbein als Glasmaler“, das gibt den Schlüssel zur Erklärung jenes besonderen Stiles, aber auch zur richtigen Betonung seiner Meisterschaft.

Zufolge stilistischer Vergleiche ergibt sich als Datierung für unsere Passionsfenster die Zeit um 1510.

Damit geht das Wappen der Familie Wittelspeck, das sich an beiden Fenstern links unten befindet, auf den letzten, urkundlich noch 1518 genannten Angehörigen dieser Familie, Conrad Wittelspeck. Dieser ist als der Stifter unserer Holbein Fenster anzusehen.

Dr. Erich Müller - Würzburg.

Kleines Lob auf Landsberg a. Lech

Eine Heimatplauderei von Karl Demmel, Berlin.

Ueber jede deutsche Stadt ist im Laufe der Jahrhunderte etwas geschrieben worden, so natürlich auch über Landsberg am Lech. Wir haben daraufhin von 1740 bis auf unsere Tage etwa 50 geographische und andere Werke durchgesehen und haben dabei so gut wie keine ablehnende Zeile gefunden. In der Gesamtheit sind wir allenthalben auf Zustimmung, auf Liebe der Stadt Landsberg gestoßen.

Der Bajeier Ratschreiber Dr. Iselin weiß da in seinem heute vergessenen „Historisch und Geographisch Allgemeines Lexikon“ (Basel, 1740) dieses zu sagen: „Man hat die Stadt Landsberg für den nahrhaftesten Ort gehalten, zumal der Salz-Handel und Gewerbe ein ziemliches eingetragen“.

Manchem Leser dürften wohl die „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ bekannt sein, die Carl Julius Weber zum Verfasser haben, der auch Landsberg berücksichtigte, und zwar bezeichnet er dieses als ein „lebhaftes Städtchen, das durch Handel und den Salztransport nach der Schweiz hervorragt“. Es liegt nach der gleichen Quelle „angenehm am Ufer des Lechs“, und weiter lesen wir noch: „Die Ebene ist sehr fruchtbar“. Weber zitiert endlich auch noch das bekannte Wort: „Wer vom Himmel fällt, muß auf Landsberg in die Silbergrube oder auf Rosenheim in die Schmalzgrube fallen“.

Der alte Canabich heißt Landsberg um 1870 „eine gewerbsame Stadt in einer schönen Gegend des Lechfeldes am Lech“. Ferner steht zu lesen: „Die Einwohner treiben starken Hopfenbau“.

Im Laufe der Zeiten finden wir noch so viele andere Dinge an Landsberg gelobt, auch einmal „das berühmte Lechfeld“. Ferner ist Landsberg auch „eine der interessantesten Städte Bayerns“, oder Landsberg ist „der städtische Mittelpunkt eines weiten bäuerlichen Umlandes“.

Eine kunstgeschichtliche Feder sandt einmal diese Worte zum Lobe der Stadt: „Landsbergs Gesamteindruck bestimmt die Höhe des rechten Lechufers mit seiner lebendigen Silhouette. Das Stadttinnere klingt, wie die Sprache der Einwohner, an das Schwäbische an. Der Hausbau betont durchweg, soweit noch alt, den steilen Frontgiebel; der Einfluß der nahen Stadt Augsburg ist in vielem unverkennbar“.

Der bekannte Kunsthistoriker Dehio widmet Landsberg über eine Seite in seinem „Handbuch der deutschen

Kunstdenkmäler“, und zwar nennt er die Pfarrkirche „den einzigen bedeutenderen gotischen Bau des Bezirks“. Der Choralter ist nach dem gleichen Gelehrten „ein hervorragendes Werk des in diesem Fach berühmten schwäbischen Künstlers Jörg Weiffen“. Dehio spricht weiter von den „sehr zahlreichen Grabsteinen“ und auch vom „schönen Ostensorium“. Die Jesuitenkirche stellt sich „in guten Raumverhältnissen und mit prunkvoller Ausstattung“ vor. In der Sakristei befindet sich ein „schönes Eisenkreuzifix“, und die Johanniskirche hat „geistvoll originale Altäre und ein bedeutendes Holzkreuzifix“. In der Dreifaltigkeitskirche entzückt die „prächtige Umrahmung in gebranntem Ton von Adam Vogt, dem Meister der berühmten Defen des Augsburger Rathhauses“. Das Rathhaus wartet mit „ausgezeichneten Stuckdekorationen des D. Zimmermann“ auf und das Gasthaus zum Stern stellt seine „schöne gotische Balkendecke“ heraus. Die Stadtbefestigung endlich nennt Dehio als „Ganzes interessant“. Ein andermal wartet man Landsberg als „eine Stadt ganz eigenen Reizes in wirksamer Vertikalgliederung über dem reißenden Gebirgsfluß an den steilen, bewaldeten Lechufeln aufgebaut, umgeben von ausgedehnten stillen Wäldern, mit gesunder, reiner Vorgebirgsluft“. Weiter heißt es an der gleichen Stelle: „Die vielgestaltigen sichtbaren Zeichen der Kultur aus Vergangenheit und Gegenwart sind mit der charakteristischen herben Schönheit der Landschaft zu einer untrennbaren Einheit verschmolzen; alte Mauern und Wehrgänge, Türme und Tore, spitzgiebelige Häuser und stilvolle Winkel und Gäßchen sind umrahmt und durchzogen vom reichen Grün der Bäume, Sträucher und Hängegärten an den Rändern und Hochufeln des Lechs“.

Man spricht noch von dem „architektonisch prächtigen Hauptplatz der Stadt“, der ein andermal auch „von einzigartiger architektonischer Geschlossenheit“ genannt wird. Landsberg bietet ferner „ein Gesamtstadtbild mit kuffenartigen Abschlüssen von jedem Betrachtungspunkte aus“. Die beiden Monumentalgemälde von Herkomer werden „perspektivische Wunderwerke“ geheißen. Die Stadtbefestigung wartet „mit zahlreichen mittelalterlichen Türmen und Toren“ auf, worunter das Bayertor „wichtig“ geheißen wird. Man weist auch auf die „schönen Kirchen“, auf das „herrliche Naturbad am Lech inmitten der Stadt“ und auf das „rege gesellige Leben“ hin, wie natürlich Landsberg durch die einstige Haft des Führers und durch den jährlich stattfindenden Gedächtnismarsch der Hitlerjugend in der ganzen Welt bekannt und berühmt geworden ist.

Landsberg ist dann wieder „eine der interessantesten Städte Süddeutschlands“. Oder wir lesen auch diesen Satz: „Landsberg gleicht in mancher Beziehung Rothenburg ob der Tauber und besitzt ein herrliches Rathhaus. Der Marktplatz hat seinen mittelalterlichen Charakter auch in der Neuzeit bewahrt; alte Kirchen mit reichen Kunstschätzen, malerische Gäßchen und Winkel, sowie schöne Toreben der Stadt einen altertümlichen Reiz“. Ein andermal finden wir diese Zeilen zum Ruhme Landsbergs: „Die vollkommene Verschmelzung von Natur mit Kultur der Vergangenheit und Gegenwart gibt der Stadt das besondere Gepräge. Landsberg ist mehr gewachsen als gebaut. Die alten Mauern und Wehrgänge, Türme und Tore, spitzgiebeligen Häusern und stilvollen Winkeln und Gäßchen sind mit dem reichen Grün der Bäume, Sträucher und Hängegärten an den Rändern und Hochufeln des Lechs zu einer untrennbaren Einheit verbunden. Der Landsberger Hauptplatz zählt mit zu den schönsten Plätzen deutscher Städte. Es ist, als ließe eine einzigartige schöne Wandeldekoration vor dem Auge des Beschauers ab. Südbayerische Barockkunst fand ihren Niederschlag vor allem in den Kirchen, besonders aber auch in dem Rokoko-Kapellchen von einzigartiger Lebenswürdigkeit, der von Dominikus Zimmermann erbauten Johanniskirche“. Das Bayertor ist einmal auch „einer der schönsten gotischen Tortürme“ und das historische Museum wird „reichhaltig“ genannt.

Wir möchten hierbei auch die bekannten Zeilen mitteilen, die Peter Dörfler einmal u. a. zum Lobe von Landsberg mitzuteilen wußte, die eigentlich ein einziges Rühmen auf die Stadt am Lech sind:

„In diesem träumerischen, scheuen Städtchen, das

Landsberg heißt, spricht man bayerisch und schwäbisch, a. häufigsten bayerisch-schwäbisch. Aber wir wollen nicht all diese anmutigen Mischungen studieren. Doch wir werden dafür mit aller Hingebung der Sprache der Steine lauschen. Denn diese ist hier in der Altstadt ganz besonders verständlich, ergreifend und klar. Zuerst wird jeder warmherzige Wanderer in seinem Innern einen Hymnus auf die Schönheit alter Bauwerke und den sicheren Kunstverstand der Altordnerer vernehmen, die mit unbeirrbarer Auge das rechte Türmchen an den rechten Ort setzten und ihre Winkelgäßchen so schelmisch-keck hinzogen, ihre Erker und Brunnen, Giebel und Türme zwischen ihre Lagerhäuser und Verflätten einfügten wie Feste unter Werkflage, wie Lieder zwischen Hammerschläge und Feilengeraspel. Dieser Hymnus der Seelen wird am vernunftlichsten schallen in weißen Mitternächten, wenn Mond und fallender Schnee wie zwei himmlische Kinder miteinander spielen, und neklisch-zartes Geislab auf den späten Wanderer niederhaucht. Dann verschwinden alle Runzeln, und die Kirchein und Kapellen, Färbergiebel und Buzelhäuser sind so jung und ewig wie die dunkle Nacht und der Mondschein, der über ihre schwarzen Glieder rieselt . . .“

Wer will wohl je das Schönste und Beste über Landsberg am Lech geschrieben und gesagt haben, über die Stadt, die wie ein einziges deutsches Idyll ist? Damit wollen wir unsere kleine heimatische Plauderei beschließen:

Nirgends ist in diesem Netzen, der 200 Jahre umspannt, eine Zeile der Ablehnung über Landsberg zu finden, nur sieht oft die Heimat nicht, was „draußen“ an den Städten rühmend und lobend vermerkt wird, da der Alltag oft die schönsten Dinge eben zu sehr zum Alltag macht.

Etwas über die Landsberger Straßenbeleuchtung

„Wo Licht ist, ist auch Schatten!“

Es ist nahezu absonderlich in unseren Tagen, in denen wir im Schatten oder zeitgemäßer ausgedrückt, in der Verdunkelung des Lichtes leben, über die Straßenbeleuchtung einer Stadt zu schreiben. Absonderlich zwar, aber ganz und gar nicht abwegig; denn: Landsberg besitzt ja eine Straßenbeleuchtung, die sich sehen lassen könnte, wenn eben nicht verdunkelt werden müßte.

Unsere Altvorderen hatten es doch noch etwas besser wie wir Zeitgenossen unserer verdunkelten Nächte. Unter den Stadttore, an einigen Straßenecken und am Rathhaus brannte eine Talg- oder Oellampe, rüßte und blackte unruhig hin und her und warf ein spärliches Licht um sich. Aber es war doch ein Licht auf der sonst dunklen Straße. Der Bürger aber, der in den Nachstunden auf der Straße gina, nahm seine Handlampe, Stocklampe oder sein Windlicht mit und leuchtete sich selbst nach Hause. Nach und nach aber wurde man moderner, das Petroleum kam auch in die verträumte Kleinstadt Landsberg und ein weißer Magistrat schuf eine Anzahl von Straßenbeleuchtungen, um seine Straßen bei der Nacht, d. h. etwa bis 10, höchstens bis 11 Uhr, zu erhellen. Da ging der Laternanzünder, übrigens ein Begriff in Landsberg, der sich noch bis in unsere Zeit hinein erhalten hat, der Name „Laternanzünder Arnold“ mit seiner Leiter von einer Straßenlampe zu anderen, setzte sie in Brand und kam wieder, um sie zur richtigen Zeit auszulöschen. Des Tages über hatte der Laternanzünder die verrückten Zylinder zu putzen, das Del nachzufüllen, einen neuen Docht einzuziehen und was noch mehr solcher Lampengeschäfte waren. Manchmal mußte er auch eine neue Lampe einsetzen, weil entweder die alte gestohlen war oder von Lausbuben als Zielscheibe benützt wurde. Klein war aber immer noch die Zahl der Straßenlampen, und wer vom Klostersack kam und zum Hauptplatz wollte, der sah nur in der Ferne einen kleinen Glühpunkt.

Bürgermeister Arnold, Landsbergs erster rechtskundiger Bürgermeister, sorgte für eine bessere Straßenbeleuchtung, und schon im Jahre 1876 war der Posten „Straßenbeleuchtung“ ein bedeutender im städtischen Haushalt. Das Gehalt des Laternanzünders war mit jährlich

744 Mark eingesetzt, das Beleuchtungsmaterial kostete 2263,13 Mark und die Nachschaffungen beliefen sich auf 215,75 Mark

Zehn Jahre später erkennt man aus den Zahlen des Haushaltpostens eine bedeutende Verstärkung der Straßenbeleuchtung; denn das Gehalt des Laternanzünders belief sich jetzt bereits auf 1000 Mark, die Kosten des Beleuchtungsmaterials sanken infolge des etwas zurückgegangenen Petroleumpreises und wurden mit 2165,14 Mk. ausgewiesen, während die Kosten für Neuanschaffungen 785,65 Mark betragen. Gleichzeitig finden wir noch einen Posten für elektrische Straßenbeleuchtung mit 41,65 Mark. Der hohe Betrag für Neuanschaffungen ist auf die Einführung einiger elektrischer Straßenlampen zurückzuführen.

Die erste Anlage zur Erzeugung elektrischen Stromes baute der Kunstmühlbesitzer Weisshaupt in seinem Muhlwerk ein. Er hatte Stromüberschuß und gab davon an die Stadt ab. Die Stadt errichtete im Jahre 1886 zunächst 4 elektrische Straßenbeleuchtungen als Bogenlampen und zwar eine am Hauptplatz, eine an der Salzgasse, eine am Vorderanger und eine am Hinteranger. Neben diesen ersten elektrischen Straßenlampen wurde die Beleuchtung mit Oellampen weiterhin aufrecht erhalten. Im Laufe der Jahre erweiterte die Stadt das elektrische Straßenbeleuchtungsnetz und so wurden die Oellampen immer weniger, bis sie endlich gegen Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ganz aus dem Stadtbild verschwanden.

Am 21. August 1890 wurden die Industriewerke A.G. gegründet. Als die Werke, die mit Wasserkraft arbeiteten, übernahmen, daß sie weit mehr elektrischen Strom mit ihrer Anlage erzeugten, als sie selbst für ihre Betriebe benötigten, begannen sie mit dem Verkauf des Stromes. Die Stadt baute ihr städtisches Straßenbeleuchtungsnetz weiter aus, die Industriewerke lieferten den Strom hierfür und bald auch den elektrischen Strom für die Haushaltungen. Als Zeitpunkt der Einführung der allgemeinen elektrischen Straßenbeleuchtung darf man das Jahr 1893 bezeichnen. Langsam, aber mit großer Beharrlichkeit, wurde das Beleuchtungsnetz über die Stadt gezogen und 1897 stellte das Stadtbauamt fest, daß 47 Mastbäume, 6 Transformatoren und 2 Transformatorenhäuschen auf städtischem Grund stehen bzw. eingebaut sind.

Im Jahre 1900 sind schon 81 Lichtmasten im Betrieb und 8 Transformatoren und 2 Transformatorenhäuschen erstellt. Mit dem Verlegen der elektrischen Leitungen, die ja damals noch alle als Freileitungen gezogen wurden, gab es auch manche Unannehmlichkeiten, die Hausbesitzer führten Klage über Beschädigung ihrer Häuser und Gärten und sogar der damalige Baureferent, Magistratsrat Georg W a n r, mußte im Jahre 1903 eine Beschwerde einlegen, weil die Arbeiter der Industriewerke das Bauretor durch Einschlagen von Löhern zur Anbringung der Isoliergloden stark beschädigt hätten.

Die Entwicklung der Stadt, insbesondere die Erstellung der Artilleriekaserne, erforderte im Jahre 1904 bereits die Verlängerung des Straßenbeleuchtungsnetzes bis zum heutigen Proviantamt.

Bevor aber die Stadt restlos zur elektrischen Straßenbeleuchtung überging, machte sie verschiedene Beleuchtungsversuche mit anderen Brennstoffen, so im Jahre 1902 mit dem „Keros-Licht“ (Spiritus-Glühlucht), eine Sache, die aber nicht recht klappte und daher der Ablehnung verfiel.

Schließlich wurde mit den Industriewerken ein Stromlieferungsvertrag für die städtische Straßenbeleuchtung abgeschlossen und das Beleuchtungsnetz, entsprechend der Entwicklung der Stadt, weiter ausgedehnt. Im Jahre 1910 wurde zwischen Stadt und Industriewerk der bekannte Konzessionsvertrag abgeschlossen, welcher den Industriewerken das alleinige Recht des Verkaufes von elektrischem Strom im Stadtgebiet sicherte. Die stadteigene Straßenbeleuchtungsanlage ging kostenlos in den Besitz der Industriewerke über, jedoch mit der Auflage der Instandhaltung, der Erneuerung und des Ausbaues des Straßenbeleuchtungsnetzes. Vor dem Abschluß des Konzessionsvertrages stand die Stadt längere Zeit in Unterhandlung mit dem Kgl. Bergamt Weiskirchen, wegen der Belieferung mit elektrischem

Strom aus der Erzeugungsanlage des Bergwerkes. Auch mit anderen damals auffommenden Ueberlandwerken hatte der Magistrat Verhandlungen aufgenommen, kam aber dann doch von diesen Vorschlägen wieder ab und schloß den Konzessionsvertrag mit dem ortsanfässigen Stromerzeuger Dieser Vertrag wurde auf eine Dauer von 25 Jahren abgeschlossen und wäre im Jahre 1937 abgelaufen.

Die elektrische Straßenbeleuchtung kostete naturgemäß der Stadt einen bedeutend höheren Betrag als die verflojjene Oellampenbeleuchtung. Daher ist es nicht verwunderlich, daß nur an den wichtigsten Straßenkreuzungen ganznächttige, sonst halbnächttige Lampen bräunten. Ganz sparsame Mitglieder des Kollegiums der Gemeindebevollmächtigten wünschten aber noch mehr „Verdunkelung“ und regten an, die Straßenbeleuchtung überwiegend nur die halbe Nacht, längstens bis 11 Uhr brennen zu lassen.

Im Jahre 1912 erhielt die Karolinen-Lechbrücke beidseitig je 4 Lampen mit je 50 Kerzenstärken. Die nördliche Seite hatte ganznächttig brennende, die südliche Seite bis 11 Uhr nachts brennende Lampen. Immer mehr dehnte sich das Straßenbeleuchtungsnetz aus und beschäftigte den Stadtrat fast in jeder Sitzung mit Anträgen auf Neuankündigung und Vermehrung der Straßenbeleuchtung. Im Jahre 1927 wurde die Straßenbeleuchtung der Katharinenvorstadt und der Bayervorstadt umgestaltet, indem hohe Betonständer mit Ausleger erstellt wurden. Die in den folgenden Jahren rasch ansteigende Vermehrung der Brennstellen in der Straßenbeleuchtung beweist die außerordentliche Vergrößerung der Stadt, wie auch die große Verbesserung unserer Straßenbeleuchtung. Im Jahre 1928 waren es 245 Brennstellen, 1935 stieg die Zahl schon auf 336, wobei auch die beleuchteten Verkehrszeichen und Richtungsweiser mitgezählt sind. Durch die neue Bergstraße hat sich die Zahl der Straßenlampen weiter erhöht.

Anstelle der Erneuerung des im Jahre 1937 ablaufenden Konzessionsvertrages übernahm die Stadt die Industriewerke, soweit es sich um das Elektrizitätswerk handelt, am 1. Januar 1937, während die übrigen Zweige der A. G. getrennt verkauft wurden. Die Stadt baute das Werk nach modernen Gesichtspunkten aus und verbesserte großzügig die Straßenbeleuchtung, so besonders am Hauptplatz. Die Hauptverhandlungen wegen des Erwerbs des Elektrizitätswerkes führte der 1. nationalsozialistische Bürgermeister Landsberg, Dr. Schmidhuber. Mit dem Elektrizitätswerk wurde das Wasserwerk vereinigt und beide Werke zusammen tragen den Namen „Städtische Werke“ und werden von Direktor Steinle geleitet.

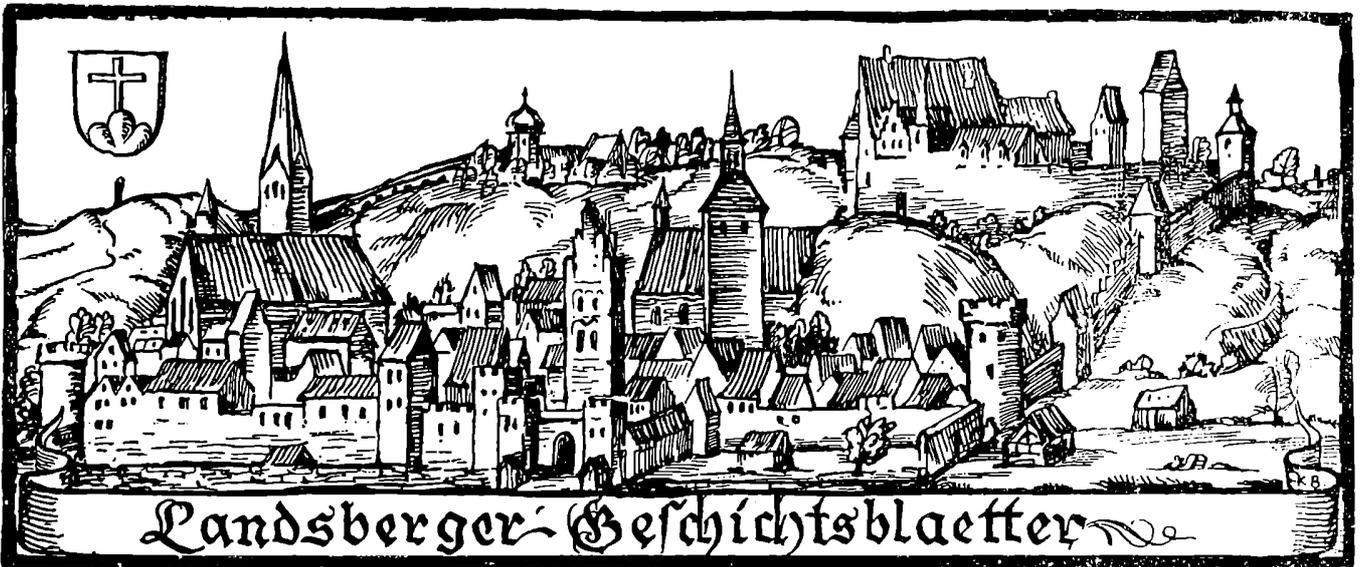
Im Jahre 1939 hatte sich der Stand aller Brennstellen der Straßenbeleuchtung in Landsberg auf 402 erhöht, eine Zahl, die besonders deutlich zum Ausdruck bringt, daß Landsberg eine moderne, gute und ausreichende Straßenbeleuchtung hatte, deren Vergrößerung nicht zuletzt auch auf die neuerstandenen Siedlungen in der Katharinenvorstadt, in den Schwaighofängern, in den Dreifaltigkeitssängern, an der Epsenhäuserstraße und auf die Vergrößerung der Kasernanlagen zurückzuführen ist. Weitere neue Straßenzüge bei den Volkswohnungen an der Schwaighofstraße erfordern neue Straßenlampen, so daß auch die genannte Zahl bald überholt sein wird.

Wenn nun auch die gegenwärtige Straßenbeleuchtung uns ihr Licht nicht spendet und sich in tiefes Dunkel hüllt, abgesehen von einigen wenigen Richtungslampen, die schwaches Licht geben, so darf Landsberg doch stolz sein, eine vorbildliche Straßenbeleuchtung, die in Friedenszeiten jährlich über 10000 Mark an Stromkosten erfordert, zu besitzen.

Die Straßenbeleuchtungsanlage besteht, aber die Stadt liegt im Dunkel. Es wird nach siegreicher Beendigung des Krieges aber wieder die Zeit kommen, in der alle Lampen leuchten werden und Landsberg wird wieder erstrahlen im hellen Glanze seiner Straßenlampen. Wir werden zurückdenken an die Tage der Verdunkelung und mit frohem Lächeln sagen:

Durch Nacht zum Licht!

Winkelmayer.



Illustrierte Monatschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg“.

Begründet v. Stud.-Rat u. Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg; Beiträge an Hanns Frank, Stadl.

Verantwortlicher Schriftleiter:
Dr. H. Ullmer in Landsberg a. L.

Beilage zur „Landsberger Zeitung“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne Genehmigung der Schriftlgt. verboten

Nr. 11

36. Jahrgang

1939

Heimat

Von Adolf Zitt.

(Nach einem früher im Historischen Verein gehaltenen Vortrag.)

Was ist Heimat?

Die Antwort auf diese Frage ist nicht leicht, und wenn es unternommen werden wollte, den überquellenden Reichtum und die unsagbare Schönheit unserer deutschen Heimat, all ihre tausend Töne, ihre tausend Formen, Farben und Bilder aus Landschaft und Volksleben in einem Begriff zusammenzufassen, mit einem Gedanken zu umspannen und liebend ihrer in einem Atemzug zu gedenken, so wäre es wie ein Schwarm Vögel, der seinem Hüter fröhlich entflatterte, wie ein Quell, der mit unbezwinglicher Kraft ins Licht spränge, wie ein Herz voller Lieder wäre es, die jubelnd wieder verströmen müßten, woher sie gekommen, mit Glück und Klang alles füllend zwischen Erde und Himmel.

Was ist Heimat?

Sie ist nichts Religiöses und nichts Politisches, nichts andwirtschaftliches und nichts Gelehrtes; doch ist von allem ein wenig daran. Sie ist ein Ding, das an den Verstand sowohl wie auch an Herz und Gemüt rührt, etwas Alltägliches und doch lange nicht genug Bekanntes, ein Ding, das so enge mit unserm Dasein verwachsen ist, als ob es Leib und Seele von uns wäre, trotzdem aber noch mit einem Schleier zugebedekt ist, den man erst hinwegziehen muß, um den ganzen verborgenen Wert zu erkennen und die ganze verborgene Schönheit zu schauen.

An die Heimat bindet die Menschen, seit sie Menschen sind, ein stiller, ahnungsvoller Trieb; denn sie ist die Stätte, wo ihre Kindheit, ihre glückliche Jugend gespielt, wo ihre Eltern gelebt und gearbeitet, ihre Vorfäter gewohnt. Dort ist der wahre, große, unennbar schöne Garten Eden, voll goldener Erinnerungen und reichsten Lebens; denn jeder Weg, jeder Hügel, jeder Wiesenrain ist dort bedeutungsvoll und spricht zu uns in der Sprache der Liebe, die nur der nicht versteht, der mit den Augen kalten Spürsinns durch die Welt wandert. In dieser Heimat leben und sterben wir, in ihr bewegt sich unsere ganze Lebensart, unsere Freuden und Sorgen, unser ganzes Denken, all unsere Wünsche und Pläne gelten ihr, all unsere Werke sind ihr entwachsen und für sie bestimmt.

Das ist die Heimat!

Wir sehen: Heimat ist wahrlich nicht ein Begriff, den wir aus Büchern lernen, nichts Totes und Erstarrtes.

Wenn wir das Wort „Heimat“ aussprechen, springt etwas Lebendiges im Herzen auf. Nicht nur das Blut, das durch unsere Adern rollt, sondern ein geistiger Reiz auch ist die Heimat, ein geheimnisvolles Band. Das Wort „Heimat“ sagt mir, daß ich irgendwo in der Welt stehe, wurzle und wachse. Es sagt uns, daß alle Menschen irgendwo stehen, wurzeln und wachsen müssen.

Es ist uns dieses Wort aber auch eine Mahnung und ein Ansporn, daß wir der Heimat alle unsere Liebe und Treue weihen, daß sie uns recht wert und teuer wird durch all das, was sie je erlebt und gelitten hat, was sie an Schönem und Wertvollem uns vor Augen stellt, und womit sie allen ihr gewidmeten Fleiß vergilt.

Die Heimat ist uns aber nicht allein Mahnerin, sie läßt auch als Ruferin ihre Stimme bald laut, bald leise erklingen.

Sie ruft den Landmann, der den Acker bestellt, und gibt ihm Lohn oder Strafe für Fleiß oder Ausleiß. Sie läßt ihn heute aufjubeln, trunken von Erfolg, und morgen seine Ohnmacht fühlen gegenüber den gewaltigen ewigen Mächten. Sie ruft den Arbeiter, den Handwerker, der ihre Erzeugnisse und Schätze veredelt, den Kaufmann, der sie in die Fremde leitet und für sie das Beste der weiten Welt eintauscht. Sie ruft den Beamten, der der Heimat dient, nicht sie regiert, den Künstler, der ihren Schönheiten und Herrlichkeiten nachspürt, den Gelehrten, der mit Bienenfleiß ihre Geheimnisse erforscht. Sie ruft uns alle und fragt nicht, ob wir arm oder reich, vornehm oder gering sind; sie kennt keine Schranken der Bildung und der Religion.

Sie ruft uns aber nicht, wie ein Herr seinen Knechten befiehlt, sie ruft uns wie eine Mutter ihre Kinder. Sie will nicht, daß wir aus Sklavensinn zu ihr kommen, sie möchte, daß wir in Liebe uns um sie scharen wie Kinder um ihre Mutter.

Und wenn sie uns alle um sich versammelt sieht, dann spricht sie zu uns wie eine Mutter: Ihr geht verschiedene Wege, jagt jedes einem anderen Ziele nach; aber ihr gehört zusammen wie die Glieder eines Leibes. Wenn eines leidet, leiden alle, wenn eines schmerzt, weinen alle, wenn eines gedeiht, kommt es allen zugute. Und wenn ihr sagen wolltet, wir kennen uns nicht, wir lieben uns nicht, ja wir hassen und meiden uns: Ihr seid doch verbunden auf Gedeih und Verderb. Darum haltet zusammen, lernt euch verstehen, ertragen, lernt euch lieben!

Wir haben ein böses Wort aus bösen Zeiten noch heute unter uns: es ist das Wort von dem „was nicht weit her ist“. Damit will man die Minderwertigkeit einer Sache oder einer Person zum Ausdruck bringen. Die Anbetung fremder Götzen gehört nicht zu den erfreulichen

Zügen deutschen Wesens. Wir können davon nur loskommen, wenn wir uns auf unsere Eigenart und unseren Eigenwert besinnen, wenn wir wieder das schätzen und lieben lernen, „was nicht weit her ist“, nämlich unsere Heimat. Daß damit nicht einer oberflächlichen Verhimmelung der Heimat das Wort geredet werden will, sollen die nachfolgenden Ausführungen beweisen.

Meine Heimat ist da, wo ich mich „daheim“ fühle. Darum haben nicht alle Menschen, auch wenn sie nach Ort und Geburt zusammengehören, dieselbe Heimat, und darum gibt es auch soziale Heimatlose, solche, die überhaupt keine Heimat haben. Zu diesen Unglücklichen gehören nicht nur sogenannte Besitzlose. Wer sein Geld im Ausland in Sicherheit bringen will, weil es der Heimat schlecht geht, wer die Heimat im Stiche läßt, weil sie arm geworden ist, wer im Gedanken an Geld und äußeres Behagen sein Vaterland verläßt, der hat keine Heimat und ist auch des Glücks der Heimat nicht wert.

Die besten Kräfte unseres Lebens kommen aus der Heimat. So wie der Baum seine Wurzeln tief in den Boden treiben muß, um einen festen Halt zu haben, und um Stamm und Zweige in die Höhe zu führen und Blüten und Früchte zu treiben, so muß auch der Mensch in irgendeinem Heimatboden festgewurzelt sein, damit er den Aufgaben des Lebens gewachsen sei und den Stürmen des Lebens standhalten könne.

Es gibt aber eine engere und eine weitere, eine äußere und eine innere Heimat. Der erste Heimatkreis ist die Familie. Wie die Familie die Grundlage ist für das leibliche, geistige und seelische Wachstum, so hängen auch Familienstimm und Heimatstimm aufs engste zusammen. Die Gefährdung der Familie durch Wohnungsnot bedeutet auch eine schwere Gefahr für die Entfaltung von Heimatstimm und Heimatbewußtsein.

Der zweite Heimatkreis ist der Beruf. Und darin liegt tiefe Tragik, daß der Beruf für viele Volksgenossen nicht mehr Heimatcharakter hat; man lebt nicht mehr in seinem Beruf, sondern nur noch von und nach seinem Beruf.

Als dritter Kreis legt sich um Familie und Beruf der Heimatort, die Heimat im engeren und eigentlichen Sinn. Sie gibt dem Menschen vielfach das Gepräge in Sprache und äußerem Wesen; hier empfängt er die ersten Eindrücke von Natur und Leben, an den Dingen dieser Heimat entwickelt sich der Geist, und in tausend Bildern lebt die Heimat in Erinnerung und Vorstellung noch lange weiter.

Auch dieser Kreis erweitert sich: Der Heimatort ist eingegliedert in das Heimatland, zu dem landschaftlich und nach seiner Stammeseigenart der Heimatort gehört. Und dieses Heimatland wieder fügt sich ein in das große deutsche Vaterland, das uns alle zu einer großen Kultur-, Arbeits- und Schicksalsgemeinschaft zusammenschließt, dessen Blühen unser Glück, dessen Not unsere Sorge ist und sein muß.

Und auch dieser Kreis ist noch nicht der letzte: Niemand, der seine Heimat im engeren und engsten Sinne liebt, darf vergessen, daß der letzte Heimatkreis die Menschheit ist, daß wir auch als Menschen viel gemeinsame Werte zu schätzen und Güter zu pflegen haben. Wir müssen es ja gegenwärtig schmerzlich spüren, daß auch dieser Kreis hereinwirkt bis in unser persönliches Leben, daß eine zerrüttete Menschheit ohne ein großes, welt- und völkerverbindendes Zusammengehörigkeitsgefühl und Heimatgefühl sich nicht im Frieden entwickeln kann.

Nicht jeder dieser verschiedenen Heimatkreise ist für den Einzelnen gleich wichtig; nicht jeder ist in allen diesen Kreisen zu Hause, für manchen hört die Heimat da auf, wo sie für den andern erst recht anfängt. Schelten wir aber niemand, dem sein Heimatkreis größer und weiter ist als der unsere! Wir müssen uns vor zwei Gefahren hüten: Vor der wurzellosten Weltanschauung und vor der engbrüstigen Heimateinbildung. Man braucht aber seine Heimat noch nicht zu verraten, wenn man seine Heimatgrenzen weit steckt und auch noch an den Enden der Erde Heimatgefühl empfindet, wenn man die Welt als seine Heimat, die Menschen insgesamt als seine Brüder bezeichnet. Je tiefer man in seiner Heimat wurzelt, um so weiter und höher können die Äste sich ausbreiten.

Bei aller Weltenweite aber darf nicht vergessen werden, daß das Ferne nicht vor dem Nahen und Nächsten, das Letzte nicht vor dem Ersten auch im weitesten Kreise nur ein winzig kleiner Teil der unendlichen Gotteswelt ist. Und hier tritt das Wunderbare ein, daß das Fernste zum Nächsten, die Heimat zur Fremde, das Ziel zur Heimat werden kann. Wenn ein Christenmensch stirbt, dann „geht er heim“. Ist das nicht seltsam? Wo war er denn bisher? Nicht daheim? Sind wir demnach mit unserer ganzen Heimatpflege am Ende gar auf dem Holzwege?

Wir haben allerdings einen Heimatkreis bisher noch nicht genannt, den engsten und zugleich den wichtigsten: es ist der Mensch selbst. Wieviele Menschen unserer Zeit sind bei sich selber zu Hause, kennen sich selber, haben den Heimweg zu sich selber gefunden? Alles Festgewurzeltsein in der Heimat kann die Forderung nicht ersetzen, daß der Mensch vor allem seine eigentlichsste Heimat, sich selber und seine wahre Bestimmung finden muß. Diesen Heimatweg, der zugleich Heimweg ist, muß jeder allein gehen; es ist der schwerste und schönste.

Wenn du aber durch das Tor hindurchgeschritten bist, das zu dir selber, zu deinem Wesen, zu deiner Seele führt, dann weitet sich der Blick in unabsehbare Fernen; dann steigt Ahnung und Gewißheit in dir auf, daß du Bürger zweier Welten bist, daß es noch eine Heimat gibt, größer, mächtiger, ewigkeitsfern und doch zum Greifen nah, und daß in dieser zweiten Heimat unsere zeitlich und räumlich bestimmte Heimat erst Sinn und Vollendung findet. Dann wird diese Heimat Sinnbild und Aufgabe: Sinnbild jener großen, unvergänglichen Geistesheimat und des großen, die Welt tragenden Geistes, Aufgabe, sofern es gilt, diese Heimat immer mehr zu besetzen und sie zu einer Heimstätte für alles Große, Schöne und Edle zu machen.

So reichen sich in der Heimat Zeit und Ewigkeit, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft die Hände.

Und darum wollen wir unsere Heimat von ganzem Herzen lieben und wollen mithelfen, daß alle, die in ihr leben, dieser Heimat froh werden können. Das ist eine Aufgabe, die alle angeht und an deren Lösung alle mithelfen müssen. Von dem Ernst, mit dem diese Lösung versucht und von der Gesinnung, mit der sie durchgeführt wird, hängt unsere Zukunft mit ab; denn die Heimat nennt alle, die darauf wohnen, ihre Kinder und will, daß alle ihrer froh werden können.

Das Handwerk der Maurer und Zimmerleute in Landsberg a. Lech

Ueber verschiedene Zünfte des alten Landsberger Handwerks wurde schon ausführlich in diesen Blättern geschrieben und dieser Jahrgang selbst enthält einen ausführlichen Aufsatz von Adalbert Maier über „Das Zunftwesen in Landsberg“.

Wenn nun über das bürgerliche Handwerk der Maurer und Zimmerleute in Landsberg berichtet werden soll, so deswegen, weil die alte Zunftlade, Fahne, Bücher und Urkunden dieses ehrjamen Handwerks durch Baumeister Max Maurer zusammengetragen wurden und so vor einem drohenden Verlust bewahrt blieben. In liebenswürdiger Weise hat Baumeister Max Maurer dem Verfasser dieser Arbeit die Unterlagen zur Bearbeitung überlassen, wofür ihm an dieser Stelle Dank gesagt sei.

Die Zunftlade der Maurerzunft, die nun aufgefunden und würdig verwahrt wird, dürfte wohl die zweite Lade dieser Zunft sein. Sie ist 60 cm lang, 45 cm breit und 45 cm hoch, nach oben sich verjüngend. Schöne Tischler- und Drechslerarbeit sehen wir an ihr, reich geschnitten und gedreht, mit fein ziselierten Eisenbändern, braun und schwarz poliert, verfügt sie im Deckel über zwei Schloßfächer und ist mit zwei verschiedenen Schloßern absperrbar. Da die Lade Kassen- und Urkundenschrank war, wurden darin alle Gelder der Zunft, die Zunftartikel, Urkunden und dergl. verwahrt, so daß es verständlich ist, daß nur zwei Meister zusammen die Lade öffnen konnten, der Obermeister und ein dazu bestimmter sog. Kerzenmeister.

Ein ganz feines Stück ist die Zunftfahne aus weißer Seide, farbig bemalt mit Krone, Blätterkranz und den

Handwerkszeichen Winkel, Lotstab, Kelle und Hammer. Sie zeigt die Inschrift M. D. 1795 M. G., welches die Anfangsbuchstaben der damaligen Obermeister Michael Gerstner und Matthias Döhlkirch sind. Die Rechnung für die Kosten der Fahne ist erhalten. Der Kaufmann Matthäus Sigl hat sie am 8. Oktober 1795 ausgestellt und zwar berechnete er: 2 $\frac{3}{4}$ Ellen weißer Taffet 5.30 fl., 4 Ellen blau Marbd. 1.20 fl., ein Achtel Elle Seidenband 5 kr. und ein Wachstuch als Schuhüberzug 40 kr. Eine andere Rechnung lautet: „Vor den Fahnen zu Mahlen Samt der Stangen anzufstreichen 2.45 fl. Josef Pöttinger“.

Keihen wir zurück zur Lade, dem Altenschränk der Zunft, und nehmen eines der vielen Bücher heraus. Das erste und wichtigste ist die in Pergament gebundene

Satzung

vom 22. Juni 1779. Sie wurde durch Herzog Karl Theodor erlassen und umfaßt 46 Artikel, welche alle Aufgaben, Pflichten und Rechte der Mitglieder beschreiben und genauestens festlegen. Einzelne auf diese Artikel einzugehen, dürfte sich deswegen erübrigen, weil sinngemäß auch die bereits früher behandelten Artikel anderer Zünfte inhaltlich ziemlich dieselben sind. Ein Eintrag in dem Einschreibbuch der Zunft, begonnen 1775, meldet uns über diese Satzung:

Anno 1779 den 4. Juli hat das Ersame Handwerk der Maurer und Zimmerleit allhier ganz neue Handwerks-Artikel von dem Gnädigsten Landesfürst milderreichst erhalten und zwar vor die Viertelslad der Maurer besondere, und für die Maurer nur allein gericht, dafür hat man bezahlen müssen 17.23 fl.

Im

Handwerksbuch,

dem Einschreibbuch der Lehrlinge und Gesellen, in welchem alle Fragen zur Aufnahme in das Handwerk genau festgelegt sind, heißt es am Anfang, daß darin alle von hiesigen Meistern, sowie von fremden Landmeistern aufgedingten und freigesprochenen Lehrlingen enthalten sind. Dieses Buch, das seit 1737 geführt wurde, weist als ersten Eintrag auf:

den 13. Jänner 1737, Maurermeister Rasso Natter von hier, Lehrlingsname: Kaspar Scholz von hier, Lehrgeld 30 fl., Taglohn 13 und 14 kr. Nach beendeter Lehre wurde der Eintrag abgeschlossen mit dem Satz: Ist 1739 ordentlich freigesprochen worden. Aber nicht nur Lehrgeld mußten die Eltern der Lehrlingen an den Meister bezahlen, sie mußten auch „in den Schrein“ einen Beitrag abliefern, so scheinbar je nach Rassenlage der Zunft und den Vermögensverhältnissen der Eltern 4 bis 20 kr.

Die Einträge geben uns auch interessanten Aufschluß über die Namen der Maurermeister von 1737 bis 1800, so finden wir Rasso Natter, Philipp Resch, Nikolaus Schütz, Magnus Schälke, Augustin Natter, Ignati Wolf, Clemens Kempfle, Andreas Meier, Mathias Döhlkirch. Aus dem Landkreis sind Meister aufgeführt, wie Ignaz Kessle von Mehring, Leonard Dreßler, Obersinning, Georg Döhl, Obermühlhausen, Josef Kalleder, Kaufering, Max Dreer, Schöffelding, ferner weitere Meister aus den Bezirken Fürstentfeldbruck, Friedberg und Starnberg.

Wenn wir also unsere Landsberger Häuser betrachten, so dürfen wir wohl bei manchem Haus denken, daß einer dieser Meister es erbaut oder mindestens umgebaut hat. Da aber vielfach in Landsberg früher „wild“ gebaut wurde, schritt der Magistrat ein und erließ 1787 ein Extract mit folgendem Wortlaut:

Da eine Zeitler wahrgenommen worden, daß sehr unschickliche Gebäude geführt werden, wo am Ende jedesmal durch einen Augenschein demendiert, dadurch aber denen Bauleuthen unnütze Kosten verursacht werden, und diese Unschicklichkeit der Gebäude von daher entstehen, weil solche von denen Gesellen ohne Anordnung der Baumeister nach bloßer Willkühr des Bauherrn geführt — und hievon denen Baumeistern nichts angezeigt wird; Also will man denen vorgerufenen Maurer- und Zimmermeistern, Clemens Knöpfle, Michael Gerstner und Andrá Ehrham bedeutet haben, ihren untergebenen Gesellen ernstlich zu unterlagen, daß sich solche nicht unterstehen sollten, ohne Vorwissen gehörter Maurer- und Zimmermeister einen Bau bei

Irgend einem Bürger anzunehmen, widrigenfalls man gegen selbe mit angemessener Bestrafung fürsichreiten würde; wo im Gegenteile die Maurer- und Zimmermeister den Bau nach denen Bauregeln anzuordnen, und ihren Gesellen während der Arbeit fleißig nachzusehen haben, damit keine Fehler einschleichen, gestalten man ansonst die Maurer- und Zimmermeister zum Ersatz des den Bauherrn entstehenden Schadens anhalten würde.

Aus diesem magistratlichen Erlaß ersieht man, daß auch damals schon die Baupolizei ein aufmerksames Auge hatte und darüber wachte, daß nur ordentliche und keine „unschicklichen“ Bauten erstellt wurden.

Die Maurer und die Zimmerleute vertrugen sich aber in der vereinigten Zunft nicht allzulange und die Maurer beschloffen deshalb im Jahre 1781, sich „auf Gutheiß eines wohlhöbl. Magistrats und nicht ohne Mühe und Kosten sich von dem Handwerk der Zimmerleute zu trennen und eine besondere Lad für sich zu halten“.

Der Trennungsbefluß entstand deshalb, weil die Zimmerleute schon „zu vorigen Zeiten“ immer mit den Schreibern in Streit lagen und dieser Streit wieder neu aufflammte. Durch die Trennung wurde eine Erhöhung der Abgaben zur Lad notwendig, die aber von dem Handwerk „um des lieben Friedens willen“ gerne getragen wurde.

Im weiteren Ablauf der Zeiten finden wir wieder neue Namen, denn leider erscheint der gleiche Namen höchstens in zwei Generationen. 1810 führt der Obermeister Josef Knöpfle das Einschreibbuch bis zum Jahre 1839, ihm folgt der Maurermeister Josef Danzer, dann der Baumeister Johann Wolf, der 1840 das Geschäft seines Pflastermeisters Josef Knöpfle übernommen hatte, diesem folgt als Oberführer 1861 Adam Danzer und zuletzt, der den älteren Landsbergern noch bekannte Maurermeister Josef Danzer. Die Ober- und Unterführer der Zunft, später Zunft, dann ab 1861 Gewerbeverein der Maurer, Kaminklehrer und Steinmetzmeister, wechselten alljährlich, meist wurde der alte Oberführer Unterführer, während der bisherige Unterführer den Posten des Oberführers übernahm. Im März 1861 finden wir einen Eintrag, wonach der Pflastermeister Andreas Feigl in den Gewerbeverein aufgenommen wurde. Dieß bezugten die Meister Josef Geweth, Johann Wolf und Adam Danzer.

Daß auch schon damals, wie heute, in Kriegszeiten besondere Abweichungen von den sonst streng gehandhabten Satzungen vorgenommen wurden, beweist der Eintrag aus dem Jahre 1813, wonach der Maurerlehrling Mathias Döhl freigesprochen wurde. Die Freisprechungskosten wurden mit 3 fl. 53 kr. angesetzt, der Obermeister aber schrieb darunter: „ist bey dem Militär zalt nichts“.

Der letzte Eintrag in dem Einschreibbuch stammt vom 7. August 1865. Es wurden 5 Lehrlinge in altbekannter Weise aufgedingt und 5 andere Lehrlinge in gleicher Weise zu Gesellen gesprochen. Das letzte Drittel des Buches ist unbeschrieben, es findet sich auch kein Vermerk, warum keine weiteren Einträge erfolgten.

Das Auflagbuch.

Dieses Buch, das man heute als Rassenbuch bezeichnen würde, beginnt mit dem Jahr 1817 und weist folgende Landsberger Meister auf, die jährlich 18 kr. zur Lad zu entrichten hatten: Maurer: Johann Wolf, Josef Danzer, später Adam Danzer, Kaspar Enzensberger, Bayerdieffen, Thomas Mahr, Weil, ferner Kaver Becker, Steinmetzmeister, Kaver Kornett, Kaminklehrermeister und später dessen Nachfolger Josef Geweth, ferner 91 Maurergesellen und 7 Kaminklehrergesellen, die je 12 kr. jährlich an die Lad zu bezahlen hatten. Weiter sind dann auch noch die Maurergesellen aus dem Bezirk erfasst.

Im Jahre 1871 wurden die Gelegenheitsmaurer, Witwen und ähnliche Berufsverwandte in die Gewerbegenossenschaft einverleibt. Unter den Mitgliedern der zur Gewerbegenossenschaft umgewandelten Zunft finden wir von 1871 bis 1896 die Namen Danzer, Zimmermann, Straßberger, Meindl, Ruile, Rihler, Winklhofer, Schmidt (Flößbräu = Pflößbräu), Polly, Deisböck, Fendt, Brudmeier, Falzer und Meilhamer.

Die Berufsverwandtschaft entstand daraus, daß es früher bekanntlich keine Winterarbeit bei den Maurern

gab. Die meisten Maurer waren im Sommer in ihrem Beruf tätig, während sie den Winter über vielfach als Bierbrauer arbeiteten.

Das Rechnungsbuch

ist ebenfalls ein Kassenbuch. Während das Auslagbuch nur die Beiträge der Mitglieder als Einnahmen anführt, weist das Rechnungsbuch neben den Gesamteinnahmen auch die Ausgaben der Innung auf. Das vorhandene Rechnungsbuch wurde ab 1853 geführt und weist die einträgliche Eintragung als ersten Posten auf: in der Vereinsstadt nicht! Auslag am Jahrtag 28.18 fl., Zinsen aus 300 fl. Kapital 13 fr., Freisprechungsgelder für 5 Gesellen 30 fl. Die Ausgaben weisen auf 2.84 fl. Kosten für den kirchlichen Jahrtag, dem Oberführer für Schreiben der Handwerksfach 1 fl. (!), Delgeld zur Stadtpfarrkirche 30 fr., für St. Johannes = Ewiges Licht 42 fr., Nachtgeld an die Stadtkammer 1 fl., dem Buchdrucker Kraus für einrücken in das Wochenblatt 42 fr. Dann folgen Ausgaben für Bier der Stangen (jede Junst hatte schöne holzgeschnitzte Prozessionsstangen, die z. T. heute noch in der Stadtpfarrkirche Maria Himmelfahrt verwahrt werden), für Unterstützung erkrankter und durchreisender Gesellen, dann den „vier Gesellen vor das Einscharren verstorbenen Mitglieder 32 fr.“. Der Abschluß zeigt 72.30 fl. Einnahmen und 71 fl. Ausgaben, so daß ein Bestand von 1.30 fl. und 300 fl. Kapitalien vorhanden war.

Im Jahre 1854 erwarb der Verein um 271 fl. einen Garten in der Katharinenvorstadt und ließ ihn um 29 fl. herrichten. Der Garten wurde in sieben Parzellen eingeteilt und an die Mitglieder verpachtet.

Dieses Rechnungsbuch wurde bis zum Jahre 1933 geführt und liebevoll hat der letzte Schriftführer Martin Deißböck all jener gedacht, die dem „Verein der bürgerlichen Maurer“ wohlgesinnt waren, so besonders der heute noch lebenden Maurermeisterswitwe Danzer und der Familie Landrat Schmidt, die die Herberge der Maurer im „Pfleischbräu“ hielten. Zum Schluß spricht der Schriftführer den Wunsch aus, daß den wenigen noch lebenden Arbeitskameraden die alte Standarte über das Grab gesenkt werden möge.

Merke aus einzelnen Urkunden.

Einem Schreiben vom 19. März 1770 ist zu entnehmen, daß sich der Herbergsvater Natter beschwerdeführend an die Junst gewandt hat, weil die Herberge gar so schlecht gehalten (lies: besucht) sei, und daß man sich der Herberge entziehen wolle, „welches schlecht oder gar nit zu probieren ist“.

Die Führer der Junst, Obermeister und Altgeselle, gaben dem Beschwerdeführer eine schriftliche Antwort, aus der hervorgeht, daß sich die gesamte Meisterschaft erklärt habe, zwar die „Aufdingz- und Freisprechtbrün“ in der Herberge abgehalten zu haben und dort auch einzufehren, „aber wegen der Verzöhrung behalten sie ihre Freiheit“ und ließen sich nichts darüber vorschreiben.

Aus dem Schreiben geht aber weiter hervor, daß scheinbar in einer aufgeregten Sitzung nach reichlichem Biergenuß die Gesellen-Lade zertrümmert worden war, denn die Junst rechtfertigt sich mit der Erklärung, „Die bei der Lade Sitzenden haben wegen der Zertrümmerung der Gesellenlad keine Schuld“. Es geht aus den nachfolgenden Sätzen dann hervor, daß die Gesellen bei einem Refugium, wohl heute das Nichtfest, anlässlich des Klosterfrauenbaues genug „aufgelegt“ hätten. Im übrigen habe das Handwerk alles gehalten, was es beim Einzug in die Herberge versprochen, aber man solle nicht meinen, daß die Maurer ein Einkommen hätten wie eine kleine Hofmark. Vom Herbergsvater angemahnte Schulden der Junst und ihrer Mitglieder könne dieser bei der Stadtschreiberei abholen, wo im Protokoll zu finden sei, wie die Bezahlung erfolge.

Bekannt sind die strengen Vorschriften der Zünfte, wonach nur ehrlicher Leute Kinder als Lehrlinge aufgenommen wurden. Diese Ehrlichkeit mußte bescheinigt werden. So stellte der Pfarrer von Alsch am 8. April 1776 folgendes Zeugnis aus:

Daß der ehrhabrer Jüngling Joann Thomas Rimmel von Alsch Anno 1750 den 16. Dezember von ehrlichen Eltern, einmal von Franz Rimmel Inwohner in Alsch,

andermal von Anna, seiner Ehegattin geboren, und in dem löbl. Pfarrgotteshaus St. Joannis Baptista zu Alsch getauft worden, wobey die Tauspachen-Stellvertreter Michael Eberle; auch bis dato, wo er in Diensten gestanden, christlich, fleißig, treu und redlich, wie es einem braven Dienstbothen zusteht, aufgeführt, ein solches attestiert zu seinem weithern Fortkomm und Beförderung mit algener Hand Unterschrift und vorgetruckthem Petschaft

Alsch, 8. April 1776

Adam Balthasar Voraus, Pfarrer allda.

Als die Pflicht, Baupläne nur durch eigens geprüfte Zivil-Architekten erstellen zu lassen, eingeführt wurde, wandten sich die Zimmermeister und Maurermeister von Landsberg, Altötting, Freising, Reichenhall, Wasserburg, Rosenheim, Ingolstadt und Dachau in einem gemeinsamen, 11 Seiten umfassenden Antrag an die Kammer der Abgeordneten. Sie bezeichneten darin die Verordnung vom 27. Mai 1830 für die Prüfungen für das Bauwesen im Königreich Bayern als schlechthin gesetzwidrig und verfassungswidrig. Von jeher und bis zum Erlaß dieser Verordnung stand den Zimmer-, Maurer- und Steinmetzmeistern das Recht zu, nach selbstgefertigten Plänen Bauwerke auszuführen. Dieses Recht war mit ein Bestandteil des Realrechtes. Daher war es auch einschneidend als Vermögensbestandteil, der nun ohne jede Entschädigung dem Handwerk genommen wurde. Dieses Vermögensrecht sei es, das die Meister über die Winterzeit zu einem Verdienst kommen lasse, da sie während des Winters die Pläne ausarbeiteten, um mit dem Frühjahr die Bauten dann auszuführen. Es sei ferner ein altes Recht, daß, wer den Plan macht, auch den Bau erstelle. Nun müßten sich die geprüften Meister der interpolierenden Handwerke darauf beschränken, nur noch Bauten auszuführen, deren Pläne von Zivil-Architekten hergestellt und vorschriftsmäßig genehmigt seien. Diese Anordnung sei eine Schmälerung des Realrechtes und ein Eingriff in das Eigentum. Vor der Einrichtung des Instituts der Zivilarchitekten sei das Baugewerbe bereits auf eine Stufe der Vervollkommenung geraten, die nichts zu wünschen übrig ließ. Auf dem Lande erhoben sich die bequemsten, zweckmäßigsten und gesunden Häuser, den Bedürfnissen vollkommen entsprechend und nicht verstoßend gegen Aesthetik. In den Städten aber erhoben sich Prachtgebäude von reinster architektonischer Schönheit nach den Plänen der Maurer-, Zimmer- und Steinmetzmeister. Daher sei kein Bedürfnis, ein neues Institut zu gründen, vorhanden. In scharfer Weise wurde dann gegen die praktisch ungebildeten Theoretiker losgelegt und auf die doppelten Kosten, die durch den Zwang, einen Architekten zu nehmen, dem Bauherrn entstehen, hingewiesen. Schließlich wird nach umständlichen Darlegungen über die Notlage der Handwerksmeister und das Verhältnis zu den Architekten die Kammer gebeten, den Meistern ihr Recht wieder werden zu lassen.

Nach einem Beschluß des Staatsministeriums für Handel im Jahre 1866 mußten die Innungen und Gewerbevereine aufgelöst werden. Das Bezirksamt Landsberg richtete an diese die Aufforderung zur Auflösung und zur Einlieferung des Innungsvermögens an die Stadtverwaltung. Es hatte damals die Schneiderinnung ein Vermögen von 170 fl., Bäckerinnung 365 fl. und 2 Tagwerk 80 Dez. Grundstücke. Die Schuhmacherinnung besaß 800 fl., zwei Menger und zwei Krautgärten mit 4 Tagwerk, die Maurerinnung 1000 fl., die Zimmererinnung 550 fl. und die Metzgerinnung drei Grundstücke mit 2 Tagwerk 69 Dezimal.

Die Geschichte einer Handwerkerzunft ist mit ein großes Stück Stadtgeschichte und gerade das Handwerk der Maurer hat an Landsbergs Geschichte großen Anteil, waren es doch die einstigen Meister dieser Zunft, die unser Stadtbild gestalteten, die uns die Mauern und Türme und Tore, die großen und kleinen Häuser, mit den wunderlichen Giebeln und Erkern gebaut haben, die sich verewigt haben in dem Stadtbild der Altstadt und in unserem unvergleichlich schönen und einzigartigen Hauptplatz.

Winkelmay er.



Illustrirte Monatschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg“.

Begründet v. Stud.-Rat u. Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg; Beiträge an Hanns Frant, Stadt.

Verantwortlicher Schriftleiter:
Dr. H. Ullsamer in Landsberg a. L.

Beilage zur „Landsberger Zeitung“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne
Genehmigung der Schriftlfg. verboten

Nr. 12

36. Jahrgang

1939

Landsberger Postboten

Als ersten Briefträger in Landsberg lernen wir aus den Akten den Bürger Ignaz Anwaldt kennen. Im Jahre 1750 wurde ihm der wöchentlich zweimalige Botengang nach Hurlach und die Zustellung der Briefe in Landsberg übertragen. Für den Gang nach Hurlach gewährte ihm die Thurn- und Taxis'sche Postverwaltung eine jährliche Vergütung von 52 Gulden, außerdem bezog er von jedem mit der Post abgehenden Brief 1 Kreuzer, den sogenannten Briefkruzer, und von jedem angekommenen Brief, der nicht freigemacht war, 1 Kreuzer Einbringgeld.

Im Jahre 1776 ging der Postbotendienst auf Anwaldt's Tochter Franziska über, von der es hieß, daß sie „dem Vater zu Haus an die Hand gehet, selbigem ganz nachahmet und zu erkennen gibt, unter was recht christlicher Zucht sie erwachsen seye“. Im folgenden Jahr verheiratete sich Franziska mit dem Papiermachersgesellen Johann Georg Steiger von Graben, der dem Postbotendienst bis zu seinem Tode im Jahre 1798 vorstand. Der Bitte der Witwe Franziska, die Stelle ihrer vierzehnjährigen Tochter zu übertragen, wurde nicht entsprochen, vielmehr erhielt Thoma den Dienst dem Posthalter Alois Thoma, der aus dem Ertragnis der Witwe Steiger eine jährliche Pension von 100 Gulden zusichern mußte. Thoma aber erbat und erhielt die Genehmigung, die Postbotenstelle dem vormaligen Posthalter Johann Martin Wagner überlassen zu dürfen. Wagner, der seit 1772 Posthalter war, hatte 1795 den Poststall aufgeben müssen, nachdem er nach und nach sein ganzes Vermögen in ihn gesteckt hatte. Jedoch auch der Postbotendienst konnte ihm nicht mehr helfen. Schon zwei Jahre später konnte er die Pension an die Witwe Steiger nur mehr zur Hälfte zahlen, und außerdem hatten sich nahezu 600 Gulden Portoschulden angehäuft, die bis Ende 1802 auf 1800 Gulden angewachsen waren. Im Jahre 1803 legte Taxis Beschlag auf Wagners Haus und Feld. Die Zwangsveräußerung des Anwesens ergab 1652 Gulden, und das fürstliche Aerar mußte 524 Gulden verklären, die dem Oberpostmeister von Hahndorff zur Last geschrieben wurden, weil „er es an der nötigen Aufsicht hat fehlen lassen“. Wagner aber mußte, um sein und der Seinen Leben zu fristen, zum Bettelstab greifen. Die Stadtkasse bewilligte ihm jährlich 12 Gulden zur Bezahlung des Hauszinses, und als er 1804 starb, gewährte die Almosenpflege 3 Gulden 5 Kreuzer zu den Kosten der Beerdigung des vielgeprüften Mannes.

Daß Erbe Wagners übernahm der bürgerliche Leb-

zelter Johann Georg Wörz. Wörz bekleidete auch das Amt eines Landsberger Rats Herrn. Wenn auch nicht der Lebzelter, so hätte es nach der Auffassung des Magistrats der Rats Herr Wörz unter seiner Würde halten sollen, sich mit dem Postbotendienst zu befassen, und nichts wurde versäumt, um ihn aus seiner Stelle zu verdrängen. Beispielsweise richtete „des inneren Raths Amtsbürgermeister“ am 17. Februar 1806 eine Beschwerde an das General-Landes-Commissariat in München, deren Inhalt merkwürdig genug ist, um festgehalten zu werden. Es heißt da:

„Es ist schon ein großer Fehler, wenn ein Briefpostexpeditor mitten im verwirren Kriegesgetümmel sich von seinem Posten entfernt und als Marktender mit Brauntweinhandel etliche Wochen fremde Länder durchstreift. Noch unverzeihlicher ist aber, wenn ein solcher hier gegenwärtig ist, um seinen Geschäftskreis sich nicht bewirbt und einer alten Dienstmagd, die nicht einmal hinlänglich lesen kann, die Aussuch und Bestellung der auf der Post ankommenden Briefe überläßt, durch deren Ungeschicklichkeit es sich heute zutrug, daß ein Rescript von der K. K. ehemal vorberösterreichischen Regierung in Breisgau mit der deutlich lesbaren Aufschrift „an den Hochwohlgeborenen Herrn Josef Reichsfreiherrn von Schleithem, unseren Hochgeehrtesten Herrn in Landsberg“, dem hiesig bürgerlichen Schleifer Jos. Müller zugestellt wurde, weil die alte Briefpostmagd statt Schleithem Schleifer gelesen hat. Derlei Unrichtigkeiten könnten von bedeutenden Folgen werden. Wir hielten uns verpflichtet, solches einem k. b. General-Landes-Commissariat allerunterthänigst anzeigen zu müssen, damit hiesiger Briefpost-Expeditor Johann Georg Wörz zu künftig genauerer Ausrichtung seiner Obliegenheiten allergnädigst angewiesen werden könne. Zu k. b. allerböchsten Hulden und Gnaden allerunterthänigst treu gehorsamst wir uns empfehlen und in tiefster Ehrfurcht ersterben des k. b. bayerischen Landes-Commissariats München allerunterthänigst treu gehorsamster Bürgermeister und Rath.“

Wörz, zum Bericht aufgefordert, verteidigt sich:

„Bevor man Beschwerden von solcher Art vorzubringen gedenkt, soll man zuvor den Grund der Sache untersuchen, ob strafbare Nachlässigkeit oder nicht vielmehr unverschuldete Zufälle oder gar noch notgedrungene Umstände zu einem Dienstgebrehen Anlaß gegeben haben oder nicht. Der k. b. Stadtmagistrat zu Landsberg, wovon ich ebenfalls ein Mitglied bin, hätte mich zuvor freundschaftlich warnen können, bevor man gegen mich heimlicher Weise Beschwerde geschmiedet hat. Ich habe in Salzburg bekanntlich eines Vaters Bruder, welcher sehr krank war, und von welchem ich mit der Zeit ein Erb zu hoffen habe.

Diesen sollte ich auf seinen Wunsch besuchen und zugleich meldete er mir, daß ich bei dieser Gelegenheit eine Partie Brandwein und Kerschengeist mitnehmen könnte, weil in Salzburg kein Vorrat mehr von diesem Produkt vorhanden sei. Ich reiste also im November 1805 nach Salzburg und da ich also auch kein Verbrechen darin fand, wenn ich mit einer Partie Brandwein und Kerschengeist bei denen ohnehin geldklemmen Zeiten etwas probidieren könnte, so stelle ich keineswegs in Abrede, daß ich einige Emmer Brandwein verschleißt habe. Damit aber auch mein mir anvertrautes Postbotengeschäft der Ordnung nach besorgt wurde, so stellte ich meinen Schwager — nämlich meiner Frau Bruder — welcher im Lesen, Schreiben und Rechnen sehr gut unterrichtet ist und selbst auch Unterricht gibt, zur einstweiligen Besorgung dieses Geschäftes ein. Wegen der zweiten Beschwerde habe ich mich bei Herrn von Schleithem entschuldigt, und dieser hat mir den vorgekommenen Fehler gerne verziehen.“

Der Stadtmagistrat hat die Mücke zum Elefanten verwandelt und aus allem scheint also nichts als bloße Gehässigkeit und Schadenfreude hervorzugehen. Das Oberpostamt München war der Ansicht, daß der Magistrat seine Beschwerde „nicht ohne Gehässigkeit eingeleitet“ habe und wies den Postboten und Ratsherrn Johann Georg Wörz nur an, seine Dienstobliegenheiten in Zukunft „mit mehr Pünktlichkeit“ zu verrichten.

Ob Wörz, der im Jahre 1821 an den Folgen eines Schlaganfalls starb, den Postbotendienst bis zu seinem Tode verjah, ist aus den Akten nicht ersichtlich, wie überhaupt die Aufschlüsse über die weitere Entwicklung des Zustelldienstes um diese Zeit recht lückenhaft sind. Jedoch ist als zuverlässig anzunehmen, daß der Posthalter Michael Thoma schon vor dem Ableben des Wörz den Postbotendienst an sich nahm und mit der Briefzustellung einen verlässigen Dienstboten betraute. Sicher ist, daß in den Jahren von 1828 bis 1845 die Söldnerstochter Theodora Dischl des Amtes einer Briefträgerin waltete. Die „Theodora“ zeichnete sich durch Gewissenhaftigkeit und Treue aus und Thoma sah es nur ungern, daß sie 1845 als Ausgeherin in den Dienst des Dominikanerinnenklosters trat. Ihre Nachfolge übernahm die Schwabhauserntochter Rosina Schmid, die unter dem Namen „Postrosi“ allgemein bekannt und geschätzt war. In der Folgezeit begegnet wir dann der Briefträgerin Theresie Neumayer, die sich in späteren Jahren dem ruhigeren Beruf einer Pfarrersköchin zuwandte. Erst auf sie folgte, nachdem der Zustelldienst jahrzehntelang ausschließlich weiblichen Personen anvertraut gewesen war, wieder ein Postbote.

Die Verkehrsentwicklung und das Streben der Postverwaltung, der Einwohnerschaft die Vorteile rascher und öfterer Zustellungen zukommen zu lassen, bedingte naturgemäß die allmähliche Mehrung des Zustellpersonals: Konnte noch im Jahre 1872 der Stadtbriefträger Anton Schmid das Zustellgeschäft innerhalb der Stadtgrenze ganz allein bewältigen, so sind heute beim Postamt Landsberg täglich 10 Zusteller und Zustellerinnen im Zustelldienst beschäftigt. Adolf Zitt.

Vom Klostergebäude der Ursulinerinnen

In der öffentlichen Sitzung der Ratsherren am 15. Dezember 1938 wurde von Bürgermeister Dr. Linz bekanntgegeben, daß die Klosterfassade wieder hergestellt werden soll. In diesem Zusammenhang sei auf die Baugeschichte des Klosters hingewiesen.

Die Gründung des Ursulinerinnen-Klosters ist auf Betreiben des Weinwirtes und Bürgermeisters Johann Jakob Heilberger, Besitzer des Mohrenwirtanwesens, zurückzuführen, der am 21. Oktober 1655 in Landsberg geboren wurde. Nachdem man sich über die Platzfrage geeinigt hatte, wurden die an die Leonhardikapelle nach Norden anschließenden Häuser (Hs.-Nr. 109 mit 3 Stockwerken, dem Zimmermann Johann Södlmahr gehörig, Hs.-Nr. 110 ein ebenfalls dreistöckiges Haus, dessen Eigentümer der Aufschläger und Bürgermeister Wolfgang Gebhard war, Hs.-Nr. 111, wiederum ein dreistöckiges, schmales Haus, das im Eigentum von Franz Christeiner stand und die Hs.-Nr. 112/113, das auch drei Stockwerke hatte und einer Maria Hamblinger gehörte) 1719 käuflich erworben.

Als Baumeister war Dominikus Zimmermann in Aussicht genommen, der den Riß für Kirche, Schule, Klaujur und Garten entwarf.

Anmerkung: Hierzu ist noch zu bemerken, daß in dem Aufsatz „Das Kloster der Ursulinerinnen in Landsberg“ UGBI. Nr. 3/1922 u. a. ausgeführt wird: . . . man hatte sich schon für ein Kloster bei St. Leonhard festgelegt, indem dort bereits drei Häuser angekauft waren oder man stand in Kaufunterhandlungen und auch der Baumeister zur Herstellung des Klosters war schon bestimmt in der Person des aus Gaispoint bei Wessobrunn gebürtigen „Studadors, welcher für die in Aussicht genommenen Räumlichkeiten (Kirche, Schule, Kosthaus, Klaujur und Garten) einen Riß“ entworfen hatte, der größer war, wie vorgeesehen und für 12 Frauen und drei Laienschwestern Platz bieten konnte.“ In den Akten über das Kloster der Ursulinerinnen fand ich einen Brief, in dem der Konvent der Ursulinerinnen an den Magistrat schrieb: „Wir würdten auch H.; Zimmermanns gemachten Riß klar zu Remonitrieren und auff ein solches Verlangen mündlich noch klarer darthun können.“ Daraus geht hervor, daß Dominikus Zimmermann den Plan für das Kloster gemacht hat und, wie alle Anzeichen deutlich ersehen lassen, den Bau auch ausgeführt haben dürfte. Winckelmann.

1720 wurde der Grundstein zur Kirche gelegt. Die Vollendung des Baues erfolgte 1724. Die im Mittelalter errichtete Leonhardikapelle wurde aufgestockt und mit dem Klostergebäude zu einem einheitlichen Ganzen verbunden. Als im Jahre 1907 die Renovierung des Klosters in Frage kam, hieß es in dem vom Generalkonfervatorium für Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns abgefaßten Gutachten: Die Ursulinerkirche bildet mit dem Ursulinerkloster einen einheitlichen Gebäudekomplex, der durch reiche Bemalung der Fassaden als ein malerischer Schmuck der Hauptstraße und als ein künstlerisch feiner Bestandteil des Stadtbildes sich erweist. Diese Fassadenmalerei von J. G. Bergmüller aus Augsburg in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts gefertigt, geht einem raschen Verfall entgegen, so daß, wenn die Stadt Landsberg nicht einen künstlerisch feinen Straßenschmuck verlieren will, baldige Erhaltungs- und Ausbesserungsvornahmen in die Wege zu leiten sind.

Das Innere der Kirche, besonders durch die reiche Ausmalung Bergmüllers (der auch das Deckengemälde im Stiegenhause hergestellt hat), ist von künstlerisch feiner Gesamtstimmung und ansehnlichem Kunstwerte. Als künstlerische Leistungen sind auch die zwei zierlichen Stuckmarmoraltäre, die Kanzel, die St. Johann-Nepomuk-Statue, die reichgezeichneten Kirchenstühle, die Kreuzwegrahmen, das Gitter auf der Emporenbrüstung und der Beichtstuhl hervorzuheben.

Bergmüller war Akademiedirektor und hat in den Jahren 1715–1770 in Oberbayern und Schwaben gearbeitet. Von seinen vielen und namhaften Arbeiten seien erwähnt der Eintritt des hl. Stanislaus in den Jesuitenorden und der hl. Aloisius in der Malteserkirche, das Hochaltarblatt der Wallfahrtskirche in Wies, das Deckengemälde der Klosterkirche zu Diessen und das Wandgemälde der Klosterkirche zu Steingaden.

Adalbert Maier.

Obermedizinalrat Dr. Friedrich Wacker

1834–1918

(Vielen älteren Landsbergern ist der Bezirksarzt, Obermedizinalrat Dr. Friedrich Wacker noch in bester Erinnerung. Weniger bekannt sein dürfte allerdings, daß es seinen Anträgen zu verdanken ist, daß Landsberg schon früh die Kanalisation und die umfangreiche Wasserleitung erhielt. Lassen wir eine Angehörige des Mannes, Frau Mina Trisberger, Schongau, die mir vor Jahren die Unterlagen zur Verfügung stellte, selbst über den Lebensweg des einstigen Landsberger Bezirksarztes berichten. W.)

Bezirksarzt Dr. Friedrich Wacker wurde als das dritte Kind von zehn eines Bäckermeisters in Lenggrieß am 18. April 1834 geboren. Er hütete das Vieh seines Elternhauses. Mit wahrem Feißhunger verschlang er jeden Zeitungszettel. Gymnasialprofessor Cilles, ein langjährig-

ger Sommerfrischler, unterhielt sich gerne mit dem aufgeweckten Hüterbuben. „Fritzl, Du mußt studieren“, so sprach er. „I möcht schon, der Vater leit's net“.

Nach jahrelangen Kämpfen brachte er ihn nach Metten. Nach glänzendem Absolutorium bezog er die Universität München. Der Widerstand des Vaters war enorm. Das besorgte Mütterlein schickte ihm jeden Monat ein Paket mit Rohrnudeln und in einer derselben war ein Kron-taler eingebunden. Mit Stunden geben, Studenten rasieren und haarschneiden erwarb er sich seinen Lebensunterhalt; nachts schrieb er sich die zum Studium nötigen medizinischen Bücher ab. Er lebte nur von Pferdefleisch. Nach glücklich bestandem Examen bekam er Lungenblutungen infolge von Unterernährung. Da erklärte er seinem Gönner, das Studium aufgeben zu müssen, weil seine Körperkräfte verbraucht seien.

Wiederum sprang sein Protektor für ihn ein. Nach seiner Genesung ließ er ihn in eine Lebensversicherung aufnehmen und gewährte ihm ein kleines Darlehen. Nach seinem Examen ließ sich Friedrich Wacker in Wallgau bei Sölz nieder, doch schon nach einem halben Jahr ließ er sich in Landsberg als Arzt nieder.

Die ärztliche Praxis war damals noch nicht freigegeben. Im Jahre 1862 mußte er ein Jahr die Baderei ausüben im Hause des Landarztes und Chirurgen Riegg. Er erwarb dann das Haus. Durch seine große Geschicklichkeit und seinen goldenen Humor bekam er eine ansehnliche Praxis. War er doch in manchen Familien nicht bloß der getreue Hausarzt, sondern der Berater in allen Familienangelegenheiten während 50 Jahre. Im Kriege 1870/71 betreute er das Lazarett in Landsberg; mancher Krieger durfte nach seiner Genesung ins gastliche Doktorhaus zur Erholung einziehen. Im Jahre 1882 war er Physikatverweser für den vom Schläge gelähmten Bezirksarzt Dr. Redenbacher. Nach harten Kämpfen wurde er im März 1884 zum Bezirksarzt in Landsberg ernannt.

Er verwaltete das ihm anvertraute Amt mit der ihm angeborenen Pflichttreue und Genauigkeit. Jahr für Jahr herrschte im Malteserviertel der Typhus und forderte auch Opfer unter den Jugendlichen der Kreislehranstalten.

Durch seine energische Initiative entstand die Kanalisation und die neue Wasserleitung. Die Regierung hatte schon die Verlegung der Lehranstalten geplant. Freilich hatte er sich dadurch die Freundschaft des Großteils des Kollegiums und der Bürgerschaft verscherzt. Seine Privatpraxis hatte eine empfindliche Einbuße erlitten. Er stürzte die Stadt in große Schulden. Aber unbeirrt ging er den beschrittenen Weg weiter.

Seine ganze Liebe galt dem Städt. Krankenhaus, das unter seiner Führung von der Regierung als Musterkrankenhaus bezeichnet wurde. Der Kapellenaufbau wurde teils durch seine Spende und durch seine persönliche Sammlung ermöglicht. Er war Waisen- Armen- und Bahnarzt während mehrerer Jahrzehnte. Ihm, dem kerndeutschen Manne, dem großen Verehrer des Alten im Sachsenwalde, blieb die schmachvolle Revolution erspart, denn er beschloß sein tatenreiches Leben, tiefbetrauert von seinen vier Töchtern, am 10. Oktober 1918. Seine drei blühenden Söhne, der älteste Apotheker, zwei von ihnen hervorragende Ärzte, sind ihm schon im Tode vorausgegangen.

Friedrich Wacker war aktives Mitglied der „Liedertafel“ Landsberg, Vorstand der „Harmonie“ und des ärztlichen Vereins, Feuerwehrarzt, Mitglied der Alpenvereinssektion, des Johanniszweigvereins und des Verschönerungsvereins. Mit dem vereinigten Stadtpfarrer Kolmsperger gründete er den ambulanten Krankenpflegeverein und spendete Möbelstücke zum Einrichten des Schwesternhauses.

Am 6. Oktober 1862 verehelichte er sich mit der jüngsten Tochter Marie des Brauereibesizers Weber, zum Federbräu, die ihm während 50 Jahre in seinem schweren Berufe die vortrefflichste Stütze war.

Landsberg, das malerische Städtchen am buschigen Hang, war ihm Heimat geworden; von Ferne grüßten die Berge. Alljährlich ging er in seine über alles geliebte Bergheimat, um frische Kräfte zu sammeln zu neuem schwerem Schaffen.

Hungerbrunnen und Hungerbäche

In unserem bayerischen Lande gibt es eine ganze Reihe sogenannter Hungerbrunnen, Hungerseen und Hungerbäche. Sie haben ihre Namen von dem Anschwellen und Aus-trocknen erhalten, nach welchem der Bauer auf fruchtbares bzw. schlechtes Erntejahr schloß. Auch Landsberg besitzt einen solchen Bach, den „Hungerbach“, der unterhalb des Kasernbergs entspringt, im weiten Bogen zunächst in westlicher Richtung am Fuße des Hindenburg rings mit diesem verläuft, dann nach Osten wendet und sich mit dem Papierbach in Höhe der Spöttlingerstraße vereinigt. Manche Jahre führt der Hungerbach gar kein Wasser, dann wieder soviel, daß er über die Ufer tritt. Führt der Hungerbach viel Wasser, so soll es „schlechtes Jahr“ ist er trocken, soll es „gutes Jahr“ werden. Der Hungerbach und das mit ihm zusammenhängende Zeugnis der Fruchtbarkeitsbeurteilung ist ein Zeichen für die eng Naturverbundenheit unserer Vorfahren, die ihr von der Naturgewalten abhängiges Wirken in Feld und Flur ausübten.

Von dem Werden der Gasthäuser

Auch in unserer Heimat gibt es zahlreiche Gasthäuser die größtenteils schon ein ehrwürdiges Alter besitzen. Wollen wir einmal der Geschichte der Gasthäuser nachspüren

Die alten Deutschen hatten keine Gasthäuser. Die Gastfreundschaft war allgemein und schrankenlos. In der jüngerchristlichen Zeit entstanden schon früh Pilgerhäuser, in Deutschland besonders während der Regierung Karls des Großen. Neben dieser Art Gastlichkeit bildete sich allmählich eine gewerbsmäßige heraus, die Taberne oder Taberne, nach römischem Muster, in Altbayern seit dem Mittelalter — zum Teil heute noch „Tafelwirtschaft“ genannt. Die sogenannten Schenken hingen schon zur Zeit Karls des Großen ihre Erkennungszeichen, einen Reifen oder einen Kranz, einen grünen Ast oder dergleichen vor die Türe (Hefenwirtschaften).

Mit der Vergrößerung der Städte mehrten sich die Trinkstuben. Bald verband sich damit das Herbergrecht Ein förmliches Gastgewerbe entstand jedoch erst mit steigendem Verkehr. Im Jahre der Entdeckung Amerikas, 1492 finden wir schon überall die uns wohlvertrauten Namen wie diese uns z. B. der Reisebericht einer venezianischen Gesellschaft durch Süddeutschland überliefert: In Passau stiegen sie im Gasthof „Zur Rose“ ab, in Wasserburg bei einem Wirt namens Hummel, einem biederen, lustigen Mann, bei sehr guter Verpflegung, in München „Zum Hirschen“, in Landsberg „Zur Glocke“, in Memmingen „Zum Bod“ usw.

Auf dem Lande lagen die Gasthäuser zuerst am Anfang oder am Ende des Dorfes, später wurden sie in den Mittelpunkt gerückt, in den Kleinstädten vorwiegend an den Kirchenplätzen. Die Schenken wählten die schon erwähnten Zeichen, Reifen und dergleichen, die Gasthöfe Schilder, anfangs mit Bildern von Heiligen, später profanen Inhalts, Tiere, Gefäße, Früchte usw. Die Einrichtung der Stuben bestand aus zusammensetzbaren Tischen und Bänken, ein Hauptinventarstück war der große Ofen zum Trocknen der Kleider. Statt der Schlafkammern hatte man vorerst Säle, bis zu hundert Personen fassend, mit zweischläfrigen Betten. Für solche wie für Pferde-stallungen zu sorgen, war Grundbedingung für die Konzeption.

Die Wirtshäuser waren im Mittelalter die einzigen Unterhaltungsstätten, wo man sich zu Hochzeits- und Tauf-feierlichkeiten sowie zum Leichenschmaus traf; dort ergöhte man sich auch an den Darbietungen der durchziehenden Sängers, Musikanten und Artisten.

Aus dem Eppfinger Kirchenbuch

Ein archivalischer Rückblick der Forschung in früheren Jahrhunderten zeigt uns, daß ein beglaubigtes Ueber-schreiten der Hundertjahrsgrenze selten ist. Bei Berichten, die diesen natürlichen Rahmen weit verlassen, ist Mißtrauen am Platze. So dürfte wohl auch jener Dorfbewohner,

der 1637 sich als bereits 99jähriger erstmalig hat trauen lassen und dann bis zu seinem 110. Jahr noch dreimal legitimer Vater geworden sein soll, nicht ernst zu nehmen sein, obgleich seine ungereimten Daten im Pfarrbuch zu Erpfting (bei Landsberg) amtlich verzeichnet sind.

Wie man vor 130 Jahren Staatsverbrecher bestrafte

Das scharfe Vorgehen unserer Zeit gegen staatsgefährliche Elemente hat in einer Verordnung des Königs Maximilian Joseph von Bayern, datiert vom 27. Juli 1809, einen Vorläufer, der nachstehend im Auszug aufzeigen wird, wie man damals Staatsverbrechen bestrafte. Die Verordnung gliedert sich in fünf Teile.

Der 1. Teil behandelt den

Staats-Verrat,

dessen erster und höchster Grad Hochverrat genannt wird. Dieser wird begangen

1. wenn ein Untertan auf die geheiligte Person des Königs einen Angriff hat, um denselben zu töten, gefangen zu nehmen oder in Feindsägewalt zu liefern;
2. Wenn, um die eine oder andere der vorgenannten Missetaten auszuführen, ein Aufruhr erregt, eine Verschwörung im Innern, oder eine Verbindung mit Auswärtigen eingegangen worden ist.

Weiter, wenn ein Angriff auf die Selbständigkeit des Staates erfolgte, um das Königreich einem fremden Staate einzuverleiben, wenn ein Untertan einen feindlichen Staat zu einem Kriege gegen das Königreich ausdrücklich aufgefordert hat, oder durch gewaltsame Revolution die bestehende Staatsverfassung zu ändern, den rechtmäßigen Souverän von der Regierung zu entfernen, die regierende Familie zu verdrängen, die verfassungsmäßige Thronfolge zu verändern usw.

Ein solcher Missetäter soll **e n t h a u p t e t**, und vor der Hinrichtung mit einer Tafel auf Brust und Rücken, welche die Aufschrift „Hochverräter“ führt, in einem roten Hemde eine Stunde lang von dem Scharfrichter-Knechte an dem Pranger ausgestellt werden.

An seinem Grabe wird eine Schandsäule errichtet.

Seine Familie soll ihren Namen verändern.

Der Staatsverrat zweiten Grades, welcher in folgenden Verfehlungen festgelegt ist, umfaßt die Absicht, durch einen Aufruhr einen Teil des Staates vom Ganzen loszureißen, eine Verschwörung im Innern im Einverständnis mit Auswärtigen anzuzetteln, in einem Kriege Städte, Festungen, Pässe oder andere Verteidigungsstellen verräterisch dem Feinde zu übergeben, nach eingetretene Kriegszustände zum Feinde überzugehen, die Waffen gegen sein Vaterland zu erheben, den Feind mit Rat und Tat zu unterstützen oder Spionendienste zu leisten, demselben Operationspläne und Festungspläne zu überlassen, ihn durch Mannschaften, Waffen und Munition zu unterstützen oder Soldaten zu Aufstand, Desertion, Ueberlaufen oder anderer Untreue zu verführen.

Diese Staatsverräter sollen mit **e i n f a c h e r T o d e s s t r a f e** belegt werden.

Der Verrat des dritten Grades wurde in Bekanntgabe eines aufgetragenen Staatsgeschäftes an einen auswärtigen Staat, in Verrat von Depeschen, Urkunden oder anderer Geheimnisse des Staates oder in Verrückung der Staatsgrenzen erblickt und mit einer acht- bis sechzehnjährigen Freiheitsstrafe geahndet.

Schließlich wird der Staatsverrat vierten Grades umschrieben, welcher mit Freiheitsstrafe von 2—8 Jahren belegt wurde.

Der zweite Teil des Gesetzes umfaßt die

Beleidigung der Majestät und anderer Verbrechen wider die Ehre des Staates und der Regierung.

In aller Deutlichkeit umschreibt dieser Teil die Vergehen, Vorsätzliche Verletzung der schuldigen Ehrfurcht gegen die Würde des Staatsoberhauptes, Beleidigung des Monarchen soll mit dem Tode bestraft werden. Die Verächtlichmachung der Person des Souveräns, seiner Regierungshandlungen und seiner Staatsbeamten wurden durch feierliche Abbitte vor dem Bildnis des Monar-

chen und mit vierjähriger Arbeitshausstrafe geahndet. Ehrenbeleidigungen von Staatsbeamten wurden je nach dem Rang des beleidigten Beamten mit 1—6 monatlicher Gefängnisstrafe bestraft.

Der dritte Teil bringt Ausführungen

Von Verbrechen wider die obrigkeitliche Ordnung.

Wer sich obrigkeitlichen Personen in Ausübung ihres Amtes widersetzt, konnte eine Strafe von 3—6 Monaten Arbeitshaus erhalten. Zusammenrottungen, Tumultanten durften ebenfalls für längere Monate im Arbeitshaus den Wert der Arbeit kennen lernen, wobei sie noch durch körperliche Züchtigungen an die Strafbarkeit ihrer Handlung erinnert wurden. Räbelsführer von Aufständen wurden zum Tode verurteilt oder erhielten 12—20jährige Zuchthausstrafen.

Interessant ist auch der § 31 des Gesetzes:

„Handwerker, welche, um ihre Beschwerden durchzusetzen, die Einstellung ihres Gewerbes verabreden, zu solcher Uebereinkunft auffordern, oder die Obrigkeit damit bedrohen, Handwerksgefellten oder Fabrikarbeiter verschiedener Meister oder Fabriken, welche wegen angeblicher Beschwerden wider die Obrigkeit oder ihre Herren, sich zur Einstellung ihrer Arbeiten verabreden, zu einer solchen Verabredung auffordern oder mit solcher Verabredung drohen, sollen mit ein- bis sechsmonatlichem Gefängnis oder körperlicher Züchtigung belegt, und wenn ein Aufstand daraus erfolgt, sollen die Urheber des Aufstandes bestraft werden.“

Dieser Absatz des Gesetzes war besonders zur Sicherung der Arbeit gedacht, da früher die Zünfte gleich bei der Hand waren, ihre Forderungen durch Einstellung der Arbeit durchdrücken zu wollen.

Im weiteren wendet sich das Gesetz gegen den Mißbrauch der Religion, gegen Sektenstifter und „Prediger, die durch Schmähungen Religionshaß zu wecken versuchen. Diese sind ihres Amtes zu entsetzen.

Der 4. Teil handelt

Von dem Verbrechen wider den öffentlichen Rechtsfrieden im Staat.

In diesem Teil wird es untersagt, Selbstjustiz zu üben. Wer unter Umgehung richterlicher Hilfe eigenmächtig seinen vermeintlichen Rechtsanspruch gegen andere durchsetzen will, ist mit 10—100 Gulden oder mit Gefängnis von 3 Tagen bis 1 Monat zu bestrafen. Auch der Landfriedensbruch, Gewalt gegen Kirche oder religiöse Versammlungen wurden entsprechend bestraft.

Im 5. Teil finden wir die

Bestimmung der Strafen.

Wer das Leben verwirkt hat, wird mit abgeschorenen Haaren und entblößtem Haupte, bekleidet mit einem grauen Kittel und vorne und hinten mit einer Tafel, auf der sein Verbrechen geschrieben ist, behängt, zum Richtplatz geführt und dort enthauptet.

Ferner werden die Bestimmungen für Zuchthausgefangene und Arbeitshausinsassen beschrieben. Solche, die nur mit Gefängnis bestraft werden, müssen nach einem Monat zur Arbeit herangezogen werden. Die körperliche Züchtigung durfte 100 Streiche nicht überschreiten. Diese Strafe wurde auf den entblößten Rücken mit einer aus Birkenreisern gebundenen Rute ausgeführt.

Dieses Gesetz, das zehn Druckseiten im Kanzlei-Großformat umfaßt, mußte nicht nur im Regierungsblatt veröffentlicht werden, sondern es mußte auch an den öffentlichen Orten angeheftet, in den Gemeindeversammlungen verlesen und vor den Kirchentüren verkündet werden.

W i n k e l m a y e r.

An die Leser der „Landsberger Geschichtsblätter“

Mit der vorliegenden Nr. 12/1939, welche im Mai 1940 erscheint, stellen wir bis zum Kriegsende die Herausgabe der „Landsberger Geschichtsblätter“ ein.

Bearbeiter der Arn. 10, 11, 12 war Paul Winkelmay er, Landsberg.

Die Schriftleitung.